

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 9.

Gottschee, am 4. Mai.

Jahrgang 1906.

Gott segnet.

Ist will es sauer werden;
Doch weil es Gott gefällt,
Daß wir auf dieser Erden
Zur Arbeit sind bestellt,
So lassen wir den Schweiß
Vom Angesichte fließen,
Weil wir den Trost schon wissen:
Gott segnet Müß und Fleiß.

Woher das Unglück?

Furchtbare Unglücksfälle sagten einander in den letzten Wochen. Dem schauerlichen Grubenunglück von Courrières, dessen Nachwirkungen sich in einem großen, revolutionären Streik noch jetzt geltend machen und auch die staatliche Ordnung in Frankreich bedrohen, folgte der Entsetzen verbreitende Vulkanausbruch des Vesuv bei Neapel, der Italiens Bevölkerung in neue Schrecken versetzte, und kurz darauf kam aus dem fernsten Westen Amerikas die grauenvolle Kunde von einem furchtbaren Erdbeben, das im Bunde mit dem Feuer zwei Drittel der Stadt San Francisco zerstörte und auch mehrere Nachbarorte verwüstete und noch ungezählte Opfer an Menschenleben forderte.

Das Unglück ist keine neue Erscheinung auf Erden, vielmehr ist das Unglück fast so alt wie das Menschengeschlecht. Es bricht ebenso über den Palast des Reichen, über die stolze Burg des Fürsten, wie über die Hütte des Bettlers herein. Kein Tag ohne Unglück, kein Haus, keine Familie ohne einen Unfall, kein Mensch ohne ein Leid.

Unsere Zeit, in der falsche Propheten der Welt das Glück auf Erden verheißen und ihr den Glauben an ein ewiges Glück

im Jenseits ausreden wollen, ist unglücksreicher als je eine andere, so daß fast nur mehr Unglücks-Katastrophen Eindruck auf unsere an Unglücksmeldungen gewöhnten Nerven machen.

Aber warum, woher das Unglück in der Welt? Unglück und Leiden gehören in der gegenwärtigen Ordnung der Welt zum natürlichen Laufe der Dinge. Sie sind aber nicht vom Schöpfer in die Welt gelegt, sondern sind eine Folge der Sünde, die der Menschheit jenen paradiesischen Zustand der Unsterblichkeit geraubt und den Tod und alles Unheil in die Welt gebracht hat. Die Erbsünde ist der Urquell alles Unglücks. Da nun alle Menschen diese Sünde und ihre Folgen an sich tragen, so ist es ebenso töricht, gegen ein spezielles Unglück zu murren und darob mit Gott zu rechten, als wenn jemand gegen Gott sich auflehnen wollte, weil er die Menschen sterben läßt. Denn nicht Gott hat den Tod gewollt, sondern die Menschen selber, die sein Gebot übertraten.

So läßt auch Gott das Unglück nur zu, indem er nicht fortwährend durch Wunder den Lauf der Dinge hindert. Wollte Gott das drohende Unglück auf Erden jedesmal durch ein Wunder aufheben, so würde dies Gottes unendliche Weisheit und Majestät der Lächerlichkeit ebenso preisgeben, wie ein Vater von seinen bösen Söhnen ausgelacht wird, der immer nur eine Strafe androht, sie aber nie ausführt. Da das Unglück eine Folge und Strafe der Erbsünde ist, die alle Menschen auf sich geladen, so trifft das Unglück auch die Menschheit insgesamt, die Guten

wie die Bösen, die Hohen wie die Niederen, die Reichen wie die Armen, wie auch die Sonne über Gute und Böse scheint. Daß es einzelne Menschen mehr, andere weniger heimsucht, ist zum Teil wieder nur eine natürliche Folge des seit dem Sündenfalle mit Gottes Fluch beladenen herzlosen Ganges der großen Weltmaschine, die wie ein Eisenbahnzug unbarmherzig jeden zermalmt, der in ihr Räderwerk gerät.

Das Unglück ist also nicht von Gott, aber es soll die Menschheit zu Gott führen. Jeder Unglücksfall ist eine wenn auch schmerzliche, so doch heilsame Erinnerung, daß es auf Erden kein volles und dauerndes Glück gibt, und daß der nach Glück sich sehnde Mensch für ein höheres, ewiges Glück bestimmt ist. Gäbe es kein Unglück, so würden die Menschen nur allzubald gottvergessen werden.

Sehen wir es nicht, daß auch die Gottlosen zahmer und stiller werden, wenn ein Unglück über sie oder ein Land hereinbricht? Behren doch gerade solche Katastrophen, wie Vulkanausbrüche und Erdbeben, daß es noch Naturkräfte gibt, über die der Mensch niemals wird Herr werden, die das Erdenglück der Menschen immer wieder stören werden und die Menschheit aus den sozialistischen Träumen von einem Paradies auf Erden wuchtig rütteln.

Lassen wir auch bei uns ein schreckliches Unglück, das Gott verhüten wolle, hereinbrechen, und wir werden es wie jetzt in Italien beim Vesuvausbruch und Erdbeben erleben, daß die Kirchen sich wieder mehr füllen, daß Bittprozessionen veranstaltet

werden und eine massenhafte Teilnahme aufweisen. Das Unglück ist eben in Zeiten, wo die Menschen sich Gott und der Religion immer mehr entfremden, zugleich eine ernste Mahnung Gottes, daß es noch ein weit schrecklicheres Unglück gibt, mit dem alle Unglücksfälle auf Erden gar nicht zu vergleichen sind, und dieses ist der Unglückssturz ins ewige Feuer der Hölle. Um uns von diesem Unglück, das allein ein wahres Unglück ist, zu erretten, kam der Gottessohn auf die Erde um uns zu erlösen und eine Versicherung- und Rettungsgesellschaft vor ewigem Unglück, die katholische Kirche, zu gründen. Wohl denen, die durch zeitliches Unglück sich vor dem Sturz ins ewige Unglück warnen lassen!

Wo aber die bloße Warnung Gottes vergeblich ist, dort ist das Unglück oft eine gerechte Strafe für persönliche Sünden oder für die Sünden der Vorfahren. Denn der langmütige Gott straft auf Erden die Sünden der Eltern oft erst an den Kindern und Kindeskindern. So war das Unglück, das einst über Sodoma und Gomorrha in so furchtbarer Art hereinbrach, eine gerechte Züchtigung Gottes für die Sünden dieser Städte. Sind aber nicht so manche moderne Städte auch ein Sodoma und Gomorrha der Unzucht und Gottvergessenheit? Und hat nicht Christus das Unheil, das über die gottesmörderische Stadt Jerusalem erst 40 Jahre nach dem großen Gottesfrevel hereinbrach, als eine zeitliche Strafe für die Unbußfertigkeit des Judenvolkes angekündigt? So wird es uns auch erst am großen Gerichtstage, an dem die Geheimnisse Gottes aufgeheilt werden, klar werden, warum dieses und jenes Unglück über uns oder andere, über einen Ort, eine Stadt oder ein Land gekommen ist. Das Unglück ist selbst im Falle der Strafe zugleich ein Ruf zur Buße. „Wenn ihr nicht Buße tut,“ sagt Christus, „so werdet ihr alle zugrunde gehen.“ Die große Pest, die zu Davids Zeiten über die Juden kam, war zugleich eine Strafe und Buße für König David.

Aber oft hört man kleingläubige Leute sagen: Was hab' denn ich verbrochen, daß ich so von Gott mit Unglück heimgelacht werde? Und mancher wirft gar den Glauben an Gott und Gottes Vorsehung von sich, weil sein kleiner Geist es nicht zu fassen vermag, daß Gott gerade ihn, wie er meint, von einem Unglück ins andere stürzen läßt, da er sich doch für besser hält als andere, denen es gut geht. Denen fehlt es an Demut zu erkennen, daß auch sie viele Sünden begangen haben, die eine Strafe

verdienen. „Denn wer da sagt, er sei ohne Sünde, der ist ein Lügner und die Wahrheit ist nicht in ihm.“

Aber gesetzt, jemand wäre ohne Sünde, dann wäre das Unglück, das ihn trifft, für ihn eine Prüfung. Wer war gerechter als Job und doch ereilte ihn ein Unglück über das andere, damit seine Geduld erprobt würde. „Der Herr, euer Gott, prüft euch,“ heißt es im Buche Moses, „damit offenbar werde, ob ihr ihn liebt oder nicht.“ Bei den Gottlosen ist eine solche Prüfung durch Unglück und Leiden oft bereits zwecklos, weil sie in der Sünde schon verhärtet sind. Darum erspart ihnen Gott manche harte Prüfung und lohnt sie auf Erden für das wenige natürliche Gute, das sie, weil kein Mensch von Natur aus ganz schlecht ist, an sich haben. Aber es ist so wie bei einem faulen Schüler, den der Lehrer nicht mehr mit öfteren Fragen belästigt, weil er sie doch nicht beantworten kann und schon zum Durchfallen bestimmt ist. Hingegen ist das öftere Prüfen eines guten Schülers zugleich eine Belohnung und ein Ansporn seines Fleißes. So sind auch Leiden und Unglücksfälle bisweilen sogar eine Belohnung der Guten, die dadurch zu höherer Tugend und Stufe der Himmelsglorie gebracht werden. Denn der Christ weiß, daß „unsere gegenwärtige Trübsal, welche augenblicklich und leicht ist, eine überschwengliche, ewige, alles überwindende Herrlichkeit in uns bewirkt.“ Darum fühlte sich die Mutter der Machabäer, welche an einem Tage alle sieben Söhne um des Glaubens willen grausam hinschlachten sah, doch so glücklich im Unglück, weil sie das scheinbare Unglück als das Tor zum ewigen Leben erkannte.

Im Blicke des Christentums gibt es ja überhaupt nur ein wirkliches und wahres Unglück und das ist die Todsünde und ihre Folge, die Hölle; alles andere Unglück kann für den Menschen sogar ein Glück sein und Gott lenkt alles Unglück und Leid zum Besten der Guten und zum Heile der Sünder, wenn sie Gottes Hand nur auch im Unglück erkennen und durch zeitliches Unglück sie zu ewigen Glücke führen lassen.

Der Blinde.

Am Markte hockt ein blinder Mann
Mit seinem heisern Heierkasten,
So viele schau'n ihn gar nicht an.
Und teilnahmslos vorbei sie hasten.
Es stöhnt und ächzt sein Instrument --
So stöhnt und ächzt auch seine Seele;
Wenn ihr so kalt vorüberrennt.
Möcht schrei'n vor Schmerz auch seine Kehle.
Der Blinde ist ja zehnfach arm,
Der Allerärmste aller Armen;
Daß Gott sich euer einst erbarm',
Liebt selber jeko auch Erbarmen.

Uebelstände und Besserung.

Hier langsam, dort rascher haben sich die schlimmen Zustände auf wirtschaftlichem Gebiete entwickelt; auch deren Besserung wird hier früher, dort später sich erzielen lassen, wie denn auch auf manchen Gebieten schon recht erfreuliche Fortschritte der Gesundung sozialer Verhältnisse zu verzeichnen sind. Geistige Ursachen liegen dem Entstehen der meisten Uebel zugrunde, welche in sozialwirtschaftlicher Hinsicht die Allgemeinheit betreffen; den Verirrungen des Zeitgeistes muß die Ueberführung des öffentlichen Strebens in die richtigen Geleise zu der Förderung des Gemeinwohles folgen. Klare Pläne, wohl erwogene Ziele und Mittel, durchführbare Programme müssen die Gesetzgeber wie auch die Massen und die Einzelnen leiten; alles Gewollte muß ja vorher Erkannntes sein, und klare Ziele begeistern zu schaffenslustigem Tatendrang, Unklarheit bringt Verwirrung, Gleichgiltigkeit, Erschlaffung, Verzweiflung. Klare, erreichbare Ziele bietet das erprobte christlichsoziale Reformprogramm; ist es ja doch nichts anderes als die verständige praktische, den technischen Zeitverhältnissen rationell angepasste Anwendung der nie veraltenden, immer richtigen katholischen Grundsätze. Das Verlassen derselben führte zum wirtschaftlichen und moralischen Unglück der Nationen, in der Abkehr vom Manchesterliberalismus, von der schrankenlosen Ungebundenheit und Willkür der Einzelnen liegt die Gesundung, aber nur dann, wenn sie in vernünftige, christliche Bahnen einlenkt und nicht zur natürlichen Tochter des Liberalismus, zur Sozialdemokratie, hinübergleitet.

In erschreckenden Folgen zeigen sich die Auswüchse des Liberalismus. So wies der einsichtsvolle Präsident Roosevelt der Vereinigten Staaten Nordamerikas kürzlich auf die dortselbst besonders kraß hervortretenden Gegensätze der auffaugenden Riesenvermögen einiger weniger, der Milliarden, zu der Massennot hin; werden doch ganze Produktionszweige, Nahrungsmittel sowie auch die Verkehrseinrichtungen von den Riesenkapital einzelner oder kleiner Gesellschaften in fühlbarer, drückender Weise abhängig gemacht. Er äußerte, es müsse zunächst die ehrliche oder unehrliche, knapp innerhalb der Grenzen der Gesetze erfolgte Zusammenraffung ungeheurer Riesenvermögen unterschieden werden; ein Ausgleich für die verwerfliche Art, wie solche Vermögen gemacht werden, sei durch keinerlei noch so große Schenkungen für wohltätige Zwecke möglich. Er meinte, es werde zur Ordnung der Dinge schließlich doch eine progressive, entsprechende fortschreitende Steuer auf alle Vermögen über einen gewissen Betrag hinaus zu erwägen sein, sei es, daß diese zu Lebzeiten des Betreffenden, sei es bei der Vererbung oder Uebertragung solcher Riesenvermögen im ganzen eingehoben werde.

Mit Unrecht wirft dieser gesunden Aeußerung des Unwillens gegen die Milliarden die liberale Presse einen sozialistischen

Ton vor. Wir meinen vielmehr, Roosevelt's Vorschlag, der längst auch einen Programmpunkt der österreichischen Christlichsozialen bildet, und von der Regierung nicht entsprechend betätigt wurde, ist keineswegs sozialdemokratisch, sondern antiliberal und antisozialistisch. Denn gerade die jüdisch geführte Sozialdemokratie will ja den tollen Kapitalismus als ihr wirksamstes Agitationsmittel begünstigen, sie will ihn bis in seine letzten Konsequenzen auswachsen lassen, weil sie davon den Zusammenbruch der gesamten jetzigen Wirtschaftsordnung erhofft, sie will noch schreiendere Mißstände, weshalb sie denn auch ihre Abgeordneten z. B. in Deutschland und Oesterreich gegen die Börsensteuer, jüngst in Berlin in der Reichstags-Steuerkommission auch gegen die Lantiensteuer der großen Aktiengesellschafts-Verwaltungsräte stimmten, ferner auch unter der unsinnigen Parole „alles oder nichts!“ auch gegen alle segenvollen Arbeiterschutzgesetze, ferner bei uns und in Deutschland gegen alle Gewerbeschutzgesetze; ebenso ist die Sozialdemokratie für die Vernichtung des Bauern- und sonstigen Mittelstandes, sie will, daß es noch viel schlechter werde, und vertröstet nur auf den — praktisch unhaltbaren — Zukunftsstaat. Nur ihre schlaunen jüdischen und nichtjüdischen antichristlichen Führer machen sich durchweg eine bessere Gegenwart durch Ergatterung hübscher Stellen und Einkünfte, den angeführten, betörten, zahlenden „Genossen“ versprechen sie aber den wiederholt fälschlich als nahe bevorstehenden Umsturz-Zukunftsstaat und rauben ihnen dabei frivolo zugleich die Hoffnung auf ein ewiges, glückliches Jenseits, indem sie vermessen und geradezu gottesfeindlich sich und andere jenem anderen von ihnen nicht erwähnten ewig unglücklichen Jenseits zutreiben, nachdem doch an Christi Wort nicht zu rütteln ist: „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet, ... wer nicht glaubt, wird verdammt.“

In der wirtschaftlich und anderweitig so folgenschweren Abirrung vom praktischen Christentum gehen der Sozialdemokratie ihre „freisinnigen“ Nährväter voran, ob sie sich nun Liberale oder Freimaurer nennen, ob sie Kirchenverfolgung, Ehereform oder „Freie Schule“ treiben. Dieselben „freisinnigen“ Kreise waren jetzt in Frankreich in banger Furcht vor dem 1. Mai, nachdem dort nun ihrer früheren Kirchenhege jetzt bedrohliche revolutionäre Massenstreiks und Ausschreitungen gefolgt sind; viele Pariser schafften darum ihr Geld in schweizerische Banken fort. In Ungarn sehen die jüdischfreimaurerischen Kreise auch mit Sorgen, daß ihnen Obstruktionshege und Aufforderung zur Steuerverweigerung 1½ Milliarde Rückstände bei den Staatskassen gezeitigt, während dieser Zeit aber der Alkoholgenuß zugenommen hat. Wo soll das ungarische Volk, dem man so lange alle wirtschaftlichen Schutzgesetze vorenthielt und das man der jüdischen Ausbeutung zuführte, das Geld zum Steuerzahlen zc. nehmen, nachdem dort die hypothekarische Verschuldung schon 50—70% des Grundwertes erreicht hat? Helfen kann und wird überall nur die Anwen-

dung des so viel bekämpften christlichsozialen Reformprogramms, dasselbe will aber keineswegs alle Hilfe nur von staatlichen Schutz- und Reformgesetzen erwartet sehen, sondern es verweist auch zugleich zu praktischer Organisation und Selbsthilfe. Bauern, Gewerbetreibende und Arbeiter müssen sich in christlichen Fachvereinen beruflich organisieren, politisch sich aufklären, schrittweise ihre Lage verbessern, zur ehrlichen katholischen Presse greifen und mit dem Stimmzettel ihr gutes Recht als Bürger und als Katholiken energisch und charaktervoll betätigen. Große Erfolge haben die Katholiken auf diese Weise schon in Preußen, in Bayern, in Niederösterreich usw. erreicht. Mutig vorwärts zu praktischer, politischer und beruflicher Betätigung muß überall die Parole der wackeren katholischen Männer und Frauen sein.

Erprobt.

Erst proben, dann loben,
Erst messen, dann essen,
Erst lauschen, dann tauschen,
Erst horchen, dann borgen,
Hält frei dich von Sorgen.

Rechtskunde.

Ansichtskarten mit Abbildungen von Kronennoten dürfen, da derlei Ansichtskarten durch Umgestaltung (Heraus-schneiden, Zusammenkleben, Fälschen usw.) leicht zur Täuschung geeignet gemacht werden können, daher den objektiven Tatbestand des § 325 St.-G. begründen, von Personen, die nicht im Besitze einer Buchhandlungskonzession sind (also von Papierhändlern, Trafikanten, Agenten usw.) nicht in den Handel gebracht werden.

Versicherungspflicht der Baugewerbe. Der Verwaltungsgerichtshof hat jüngst eine für das gesamte Baugewerbe Oesterreichs wichtige Entscheidung gefällt. Nach der bisherigen Entscheidungspraxis des Ministeriums des Innern wurden die Baugewerbetreibenden bloß hinsichtlich der Ausführung von Bauarbeiten für unfallversicherungspflichtig erkannt. Die Materialplatz-, Werkstätten- und Transportarbeiten des Baugewerbes wurden von der Versicherungspflicht ausgeschlossen. Auf eine Beschwerde der Arbeiterversicherungsanstalt Wien erkannte nun der Verwaltungsgerichtshof unter Vorsitz des Senatspräsidenten Baron Jacobi, daß die Baugewerbe ebenso wie Fabriks- und Motorenbetriebe im vollen Umfange, also auch für die Arbeit auf den Materialplätzen und in den Werkstätten, unfallversicherungspflichtig seien.

Zeitgeschichten.

— **Eine schauerliche Fahrt.** Zur Herabförderung des Holzes und Heues von schwer zugänglichen Berggipfeln pflegt man in den Alpen vielfach Drahtseile zu spannen, an welchen die Bündel über die ärgsten Abgründe schnell und sicher hinabschweben. Ein solcher Draht verbindet auch im Gebirge zwischen dem Luganer See und dem Lago Maggiore die Ortschaft Casteltrotto mit der

Alpe Mondini. Als nun am 21. April der Bauerssohn Johann Casati mit dem Auflegen von Bündeln auf den Draht beschäftigt war, blieb er mit dem Rode an einem Bündel hängen und wurde mitgerissen. Der Bedauernswerte klammerte sich, so fest er konnte, an das Holzbündel an, und sauste 300 Meter über dem Erdboden mit rasender Geschwindigkeit durch die Lüfte. Zum Glück lag an der Anschlagstelle ein Strohhäusen, um das Zerbrechen der Holzbündel zu verhindern. Diesem Umstande verdankte es Casati, daß er mit einer unbedeutenden Nasenblutung davonkam.

— **Ein Geldproß vor Gericht.** In Reiz (Preußen) bestand seit längerer Zeit zwischen dem Tuchfabrikanten Karl Rehn und dem Amtsgerichtsrat Jacobi eine Spannung, die durch das proßige Benehmen des Fabrikanten hervorgerufen worden sein soll. Eines Abends begegnete der Tuchfabrikant in der Bahnhofstraße dem Jacobi'schen Ehepaare. Dabei soll er die Frau Amtsgerichtsrat ziemlich heftig am Arme gestreift haben. Es kam deswegen zu einem kurzen Wortwechsel, wobei der Amtsgerichtsrat äußerte, „jener müsse sich seines Betragens wegen schämen“. Der Fabrikantbesitzer erwiderte in verächtlichem Tone: „Ich der reichste Mann, ich als großer Tuchfabrikant soll mich vor Ihnen, dem kleinen Amtsrichter, schämen?“ Darauf folgte die Beleidigungsklage, welche kürzlich vor der dortigen Strafkammer verhandelt wurde. Das Gericht hielt nicht für erwiesen, daß der Angeklagte die Frau absichtlich angerempelt habe, verurteilte ihn aber wegen öffentlicher Beleidigung des Amtsgerichtsrates zu 400 Mark Geldstrafe und Veröffentlichung des Urteils in 3 Zeitungen.

— **Der Holzfuß als Sparbüchse.** Ueber eine eigentümliche Szene, die sich im südlichen Vororte Londons Battersea ereignet haben soll, wissen Londoner Blätter folgendes zu berichten: Dort blieb einem alten Mann, der über die Straße ging, der Holzfuß in einem Loch derart stecken, daß er sich selbst nicht aus der unangenehmen Lage zu befreien vermochte. Einige Passanten eilte ihm zu Hilfe, aber bei den Befreiungsversuchen brach der Fuß in der Mitte durch. Die Umstehenden waren nicht wenig erstaunt, als gleich darauf eine Menge Goldstücke auf die Straße rollten. Sobald sich der Alte von seinem Schrecken erholt hatte, erklärte er den ihn Umgebenden, daß er seine Ersparnisse in einer Höhlung aufzuheben pflegte, die sich in der Mitte des Holzfußes befand und sich mit einem Rork ganz leicht schließen ließ.

— **Entsetzlicher Unfall eines Radfahrers.** Eine schreckliche Nacht hatte der Radfahrer Josef Glubecsek aus Klototsch bei Kleinfal am 22. April zu überstehen. Er rannte unweit Gablonz mit seinem Rade an einen Baum und fiel so unglücklich, daß ihm ein hervorragender Ast sich unter das Auge bohrte, welches auslief. Der Bedauernswerte blieb die ganze Nacht in seiner hilflosen Lage, an den Ast gespießt und wurde erst am Morgen aufgefunden und in das Turnauer Spital geschafft.

Der Ring.

Nach den Aufzeichnungen eines Polizei-Präsidenten erzählt von A. Berfall.

Abdruck ist nicht gestattet.

(Fortsetzung.)

„Nach dem Gesetz sind Sie wohl kaum gehalten, sich um die Auffindung des Eigentümers zu bemühen, indes dürften Sie doch die moralische Verpflichtung haben, zu suchen, das jedenfalls höchst wertvolle Kleinod in die Hände dessen zu bringen, der Anspruch darauf hat.“

„Selbstverständlich muß das geschehen,“ bemerkten Buele und Max gleichzeitig.

„Uebrigens erregt der merkwürdige Ring mein besonderes Interesse,“ erwiderte Herr von Bern, den Ring nochmals scharf betrachtend. „Würden Sie die Güte haben, ihn mir einmal zu überlassen?“

„Mit Vergnügen,“ sagte Delm, „morgen früh werde ich ihn selbst bringen.“

Nach Aufhebung der Tafel setzten sich die alten Herren und Damen an die Spieltische oder in die in gemütliche Lauben umgewandelte Nischen, während die junge Welt dem Tanzsaale zuströmte.

IV.

In dem luxuriös ausgestatteten Balkonzimmer eines herrschaftlichen Hauses im vornehmsten Viertel der Stadt sitzt der Großaufmann Geheimrat Kommerzienrat Friedrich Delm im bequemen Beinstuhl, nahe am Fenster. Er ist offenbar krank, die gelbe Gesichtsfarbe, die tiefen Furchen auf der Stirn, die eingefallenen Augen, die fleischlosen Hände bekunden vorzeitigen Verfall der Kräfte.

Vor ihm auf einem Tischchen liegen die eingelaufenen Morgenzeitungen und Briefe, sie bleiben unberührt. Delm stützt das ergraute Haupt auf die Hand und starrt wie geistesabwesend vor sich hin. Da meldet der Diener den Polizei-Präsidenten Herrn von Bern. Ein merkwürdiges Zucken befällt den Geheimrat, dann winkt er dem Diener, den Präsidenten hereinzuführen.

Der Eintretende tritt auf den Kranken zu, reicht ihm die Hand und spricht: „Ich muß doch wieder einmal meinen alten Freund aufsuchen, den wir so lange in der Gesellschaft vermissen. Wie geht es Ihnen heute, Herr Geheimrat?“

„Danke für Ihre Teilnahme, wie Sie sehen, ist es nicht besser geworden. Ich habe jegliche Hoffnung aufgegeben.“

„Sie sollten sich mehr Zerstreuung machen, lieber Freund, eine Luftveränderung, ein Aufenthalt im Süden, in Aegypten würde Ihnen neue Kräfte bringen.“

„Mir fehlt es an Mut, die gewohnte Lebensweise aufzugeben, zudem wird mein

Sohn bald seine Hochzeit feiern. Wenn er von der Reise zurückkehrt, will ich sehen, was mein Zustand erfordert. Doch nun erzählen Sie mir, was es neues in der Stadt gibt.“

„Es geht alles seinen gewohnten Gang, Herr Kommerzienrat, und selbst der Arm der Gerechtigkeit ist zur Zeit ziemlich untätig.“

„Das ist wahrlich sehr erfreulich!“

„Gewiß, doch bin ich kein Freund vieler Mußestunden, und so war es mir recht erwünscht, daß Ihr Sohn, wenn auch unbewußt, meine Aufmerksamkeit auf eine fast vergessene Sache aus früherer Zeit hingelenkt hat.“

„Mein Sohn? Sie setzen mich in Erstaunen, Herr Präsident, da bin ich doch sehr neugierig.“

„Sie werden es gleich hören, Herr Rat. Sie erinnern sich doch wohl noch des hochbejahrten Junggesellen, namens Hinkel, der das große, spitzgieblige alte Bandhaus hinter der Bachstraße auf dem Wege nach dem Teufelswasser hin bewohnte.“

Die Hand des Kommerzienrats zitterte, etwas wie Schrecken zog über sein Gesicht und mit Anstrengung brachte er hervor: „Ja, ich habe den kleinen, schwächlichen Herrn, der auf so traurige Weise seinen Tod gefunden, gut gekannt.“

„Nun ja, zu der Zeit, wo der Mord geschah, war ich aushelfender Assessor bei der hiesigen Kriminalpolizei. Eines Nachmittags kam die alte, fast ganz taube Haushälterin Hinkels zu mir und meldete, ihr Hausherr sei tags vorher verschwunden, sie könne sich das um so weniger erklären, da seine Kleider, in denen er auszugehen pflegte, sämtlich im Schranke seien. Ich stellte sofort Nachforschungen an, aber erfolglos, nirgends war auch nur eine Spur des Verschwundenen zu entdecken. Ich ließ das alte Haus in allen seinen Räumen durchsuchen, vergeblich. Der einzige Mitbewohner Hinkels, namens Baud, war am Tage, als die Haushälterin die Meldung machte, weggezogen, nachdem er sich vorchriftsmäßig abgemeldet hatte und zwar nach Brüssel. Es kam mir wohl der Verdacht, daß dieser Baud etwas von dem Verschwinden des alten Herrn wissen könnte, aber was ich über das Leben und Treiben des jungen, vergnügungssüchtigen Menschen erfuhr, gab mir keine Handhabe gegen ihn vorzugehen, doch schickte ich einen tüchtigen Beamten nach Brüssel, er sollte sich auf irgend eine Weise Baud nähern. Der Beamte kam ununterrichteter Sache zurück, Baud war weder in Brüssel noch sonst irgendwo aufzufinden. So blieb das Verschwinden des alten Herrn längere Zeit

unaufgeklärt. Da fanden Feldarbeiter die Leiche Hinkels im Teufelswasser, das infolge anhaltender Dürre ausgetrocknet war. Obgleich der Körper bereits stark verwest war, vermochte doch der Arzt einen Mord, Tod durch Erdröseln, festzustellen. An der Hand fehlte ein kostbarer Ring, den der alte Herr, wie die Haushälterin bezeugte, niemals abgelegt hatte. Die Nachforschungen wurden von neuem aufgenommen; ich widmete mich denselben mit dem ganzen Eifer eines strebsamen jungen Assessors, doch fiel kein Lichtstrahl in die Sache. Endlich wurden die Akten geschlossen, und die böse Tat verfiel mehr und mehr der Vergessenheit. Da lenkte im verflossenen Jahr ein Vorfall meine Aufmerksamkeit von neuem auf den Fall Hinkel. Neuestens geschickt angefertigte falsche Banknoten waren damals im Umlaufe und beunruhigten den Verkehr, was die Staatsregierung veranlaßte, auf die Entdeckung des Fälschers eine hohe Belohnung zu setzen. Es gelang der Münchener Polizei denselben auf frischer Tat zu ertappen. Sie forschte nach dem Vorleben des Verbrechers, der in München unter dem Namen Dorking lebte, man brachte heraus, daß er vor Jahren hier als Karl Baud gewohnt hatte. Ich wollte die Gelegenheit benutzen, um der Sache Hinkel nochmals näher zu treten, aber Baud erhängte sich im Gefängnisse, und so blieb wieder alles unaufgeklärt. Eine zufällige Entdeckung rief dann später die Mordsache von neuem in mein Gedächtnis. Bei einer Reparatur des Hinkelschen Hauses entdeckten Arbeiter hinter den Zimmern, die Baud seinerzeit bewohnt hatte, in einem verborgenen Raum unter der Diele Prägen von deutschen Banknoten, gefälschte Staatspapiere und anderes, was auf eine Fälscherwerkstätte hinwies. — Aber, Herr Kommerzienrat, Ihnen wird übel, soll ich dem Diener klingeln?“

Herr Delm wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne, griff mit beiden Händen nach der Stuhllehne und sagte hastig: „Lassen Sie, lassen Sie, es geht vorüber; dergleichen Anfälle habe ich öfter.“ Und dann, tief aufatmend, fügte er mit unsicherer Stimme hinzu: „Bitte, erzählen Sie weiter, die Sache nimmt meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.“ Der Präsident faßte den Kommerzienrat schärfer ins Auge und fuhr fort: „Nur noch ein merkwürdiges Vorkommnis bleibt zu berichten. Der Ring mit dem aus einem großen Rubin — doch, ich sehe, die Schwäche befällt Sie wiederum; ersparen Sie mir also den Rest meiner Erzählung auf ein andermal.“

„Nein, nein,“ flüsterte der Kranke mit

hefterer Stimme, „ich bin ganz wohl, erzählen Sie nur.“

„Also der Ring mit dem aus einem großen Rubin geschnitten Herzen, den der alte Hinkel bis zu seinem Tode getragen, ist wieder gefunden. Ich erhielt ihn aus der Hand ihres Sohnes.“

„Mein Sohn?“ rief der Kommerzienrat. Eine fahle Blässe bedeckte sein Gesicht, der Mund zog sich krampfhaft zusammen, die Augen öffneten sich weit, er sprang auf, ergriff den Präsidenten bei der Schulter und rief: „Es kann nicht sein, ich flehe Sie an, sagen Sie nicht, daß Max Ihnen den schrecklichen Ring gegeben hat.“

Die außerordentliche, so plötzlich hervorbrechende Erregung des Kranken schien den Präsidenten tief zu erschrecken; aber gewohnt, sich zu beherrschen, drückte er den Kranken sanft in den Sessel zurück und sagte mit ruhiger Stimme: „Ja, es war Ihr Sohn. Der Ring fand sich im Nachlasse des Oheims seiner Braut, hier ist er.“

Der Kommerzienrat warf einen entsetzten Blick auf das Kleinod und streckte die Hände vor sich, als wollte er etwas Schreckliches von sich abwehren, dann sank er ohnmächtig zusammen.

V.

In der folgenden Woche, nachdem das Gespräch stattgefunden hatte, erhielt der Präsident ein Billet, in welchem er dringend gebeten wurde, den Kommerzienrat zu besuchen. Schon am nächsten Morgen folgte Herr von Bern der Bitte und fand den Kaufmann bleich und hinfällig auf dem gewohnten Plaze. v. Bern reichte ihm die Hand und ließ sich neben ihm nieder.

„Herr Präsident,“ sagte Delm mit schwacher Stimme, „ich danke Ihnen, daß Sie sobald meiner Bitte entsprochen haben. Ich kenne Sie als gewissenhaft und menschenfreundlich, und deshalb will ich Ihnen, dem Polizei-Beamten und Freunde, ein Bekenntnis ablegen von meinem Anteil an einer Tat, die zwar drei Jahrzehnte hinter uns liegt, aber mich heute noch Tag und Nacht verfolgt. Als Sie am verfloffenen Samstag von dem an Hinkel verübten Morde sprachen und meine Aufregung bemerkten, als ich beim Anblick des Ringes ohnmächtig zusammen sank, da wird in Ihnen der Gedanke aufgestiegen sein, daß ich in irgend einer Weise an der Mordtat betheilt gewesen oder gar wohl selbst der Mörder sein könnte. Ist es nicht so, Herr Präsident, sprechen Sie aufrichtig!“

„Beruhigen Sie sich, Herr Kommerzienrat, was ich von Ihnen gedacht habe,

will ich Ihnen später mitteilen. Sollten Sie mir etwas zu bekennen haben, so sprechen Sie ohne Rückhalt, erleichtern Sie Ihr Herz, Sie reden zu einem Freunde.“

„Der Mörder bin ich nicht, Herr Präsident, so wahr mir Gott helfe, doch ich wußte von der Tat, bald, nachdem sie geschehen war, auch habe ich nicht verhindert, daß der Mörder sich dem Arm der Gerechtigkeit entzog. Das ist die Schuld, die mich drückt und die mir das Leben vergällt. — Saud und ich waren intime Freunde. Saud galt für sehr reich, denn er warf das Geld mit vollen Händen um sich. Unbegreiflich war es mir zwar, daß er trotz seines anscheinenden Reichtums einsam und ohne weitere Bedienung in dem alten, keine Bequemlichkeit der Neuzeit bietenden abgelegenen Hause Wohnung hatte. Ich war damals als junger Anfänger oft in Geldverlegenheit, mein Geschäft stand noch auf schwachen Füßen, denn es fehlte mir das Kapital, das zur Hebung desselben bringend Not tat. Ich hatte es nur Saud zu verdanken, daß ich nicht fallierte; er ließ mir mit größter Bereitwilligkeit bedeutende Summen zu niedrigem Zinsfuße und half mir im übrigen auf mannigfache Weise. Wir beide machten oft größere Ausflüge; einen solchen hatten wir auch für einen der ersten Maitage geplant. Gemäß Absprache sollte ich ihn in seiner Wohnung abholen. Ich kam auch zur verabredeten Zeit dorthin und klopfte an; da ich aber keine Antwort erhielt, trat ich ein. Niemand war im Zimmer. Da hörte ich aus dem hinter demselben liegenden Raume Geräusch und ein dumpfes Köcheln; ich öffnete schnell die Türe — welch ein Anblick bot sich mir! Auf dem Boden lag bewegungslos der alte Hinkel, das Gesicht blau angelassen, die Augen verglast und hervorquollen. Ueber ihm lag Saud und hielt den Hals seines Opfers mit beiden Händen umfaßt.“

Ich stürzte auf ihn, riß ihn empor und rief: „Um Gottes willen, Saud, was geht hier vor, was tust Du?“

Sein Antlitz war verzerrt, sein Atem keuchte, er stierte mich an, konnte aber kein Wort hervorbringen. Doch dann ermannte er sich und zischelte mir entgegen: „Er hat mich überrascht, mein Geheimnis entdeckt, ich konnte nicht anders, er mußte sterben.“

„Dein Geheimnis?“ rief ich entsetzt.

„Schweig, schweig! Bei unserer Freundschaft beschwöre ich Dich, ich flehe Dich an, verrate mich nicht!“

Er faßte mich mit eisernem Griff und rief nochmals: „Verrate mich nicht, schwöre es mir!“

Mit aller Kraft suchte ich mich loszureißen: „Raß ab von mir elender Mörder!“

Da entriß er einer offenstehenden Kassette eine Hand voll Goldstücke, in seiner Hast verstreute er einen Teil derselben auf den Boden, raffte sie wieder zusammen, drückte sie mir in die Hand und raunte mir zu: „Das alles soll Dein sein, auch Deine Schuld sei gelöscht, aber“ — bei diesen Worten zerrte er mich tiefer in das Zimmer hinein und stemmte sich mit dem Rücken gegen die Türe — „Du wirst mir schwören, daß Du von allem, was Du hier gesehen hast, kein Wort verrätst; weigerst Du Dich, so verläßt nur einer von uns beiden lebend diesen Raum.“

„Ich war unfähig,“ fuhr der Kommerzienrat fort, „ein Wort hervorzubringen, und erst, als mein Blick durch das Zimmer schweifte, kam mir die Ahnung von dem Geheimnisse, das Hinkel hier entdeckt hatte. In einer Ecke sah ich eine Präge, auf dem Tisch einen Haufen neuer Banknoten.“

Ich war damals in einer bedenklichen Lage. Mein Geschäft stand auf schwachen Füßen und es fehlten die Mittel, es zu halten, noch mehr es zu vergrößern. Dazu liebte ich die Tochter des reichen Schiffsrheders Wellmann und wurde wieder geliebt. Doch, ich war ohne Hoffnung; der Vater gab sicherlich niemals einem kleinen Geschäftsmann die Hand seiner Tochter. Saud, dem das alles bekannt war, wußte in mir neue Hoffnung zu erwecken und ach, ich war schwach, ließ mich überreden und vergaß, daß ich durch Verschweigen mich zum Mitschuldigen der Tat machte. Ich leistete den Schwur, und beladen mit dem Sündengeld stürmte ich nach Hause.

Auf meinem Zimmer angekommen, warf ich das Gold, das wie glühendes Eisen in meiner Hand brannte, in eine Schublade, und da erst gewahrte ich, daß sich dabei ein kostbarer Ring befand, von welchem ich wußte, daß er Hinkel gehörte. Vielleicht war er diesem beim Ringen mit seinem Mörder entfallen, und Saud hat ihn dann in seiner blinden Hast mit den auf den Dielen zerstreuten Goldstücken zusammengerafft.

Die ganze Nacht wälzte ich mich, von Gewissensbissen gepeinigt, schlaflos auf meinem Lager, endlich faßte ich den Entschluß, meine Verfehlung nach Kräften wieder gutzumachen. Ich wollte bei Tageslicht das Sündengeld und den Ring dem Mörder wieder hinwerfen, aber die gewaltige Erregung hatte meine Kräfte so erschöpft, daß ich gegen Morgen in einen bleiernen Schlaf sank. Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch. Ich nahm das Gold und den Ring und stürzte auf die Straße. Auf einem Umwege erreichte

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1. bis 15. Mai.

1. Dienstag. Philipp (+ 81) und Jakobus (+ 63), Apostel. Berta, Aebtissin, Mart. Sonnenaufg. 4 U. 40 M.-Unterg. 7 U. 16 M. Tageslänge 14 St. 36 M. ☉ Erstes Viertel um 8 U. 4 M. abds. — 2. Mittwoch. Athanasius, Patriarch und Kirchenlehrer (+ 373); Sigismund, König und Mart. (+ 524). — 3. Donnerstag. Kreuzauffindung (326; Alexander I., Papst. — 4. Freitag. Florian, Mart. (+ 304). (In Oberösterreich Feiertag.) Monifa, Witwe (+ 387); Gotthard, Bischof (+ 1038); Antonia, Martyrin (+ 304). — 5. Samstag. Pius V., Papst (+ 1572); Angelus, Mart. (+ 1225).
6. Sonntag. Schutzfest des hl. Joseph. Festevang. (Lut. 3, 21—23): Jesus läßt sich mit 30 Jahren von Johannes taufen und wird für einen Sohn Josephs gehalten. — Sonntagsevangel. (Joh. 16, 16—22): Jesus erklärt, daß er über eine kleine Weile von den Aposteln scheiden werde und wieder nach einer kleinen Weile sie ihn wiedersehen werden, denn er geht zum Vater. — Johannes (Evangelist) vor der lat. Pforte (ca. 95); Johannes von Damaskus, Kirchenlehrer (+ 754).
7. Montag. Stanislaus, Bisch. und Mart. (+ 1079); Gisela, Königin. — 8. Dienstag. Erscheinung des Erzengels Michael; Acatius, Mart. (+ 303). ☾ Vollmond um 3 U. 7 M. abds. — 9. Mittwoch. Gregor von Nazianz, Kirchenlehrer (+ 389); Beatus, Einsiedler (+ 112). — 10. Donnerstag. Antonin, Erzbischof (+ 1459); Jsidor, Landmann (+ 1130). — 11. Freitag. Mamertus, Bisch. (+ 475); Gangolf, Mart. (+ 750); Franz von Hieronymo, Ordensmann (+ 1716). Sonnenaufgang um 4 U. 22 M.-Unterg. 7 U. 30 M. Tageslänge 15 St. 8 M. — 12. Samstag. Pankratius, Mart. (+ 304); Nereus und Achilleus (+ 1. Jhdt.) ☉ Erstes Viertel um 7 U. 44 Min. mgs.
13. Sonntag. Servaz, Bisch. (+ 384); Peter Regalatus (+ 1456). Evangelium (Joh. 16, 28—33): Jesus erklärt, er gehe zum Vater, der ihn gesandt hat. Seinen Jüngern aber verheißt er: „In der Welt werdet ihr Bedrängnis haben; doch vertraut, ich habe die Welt besiegt.“
14. Montag. Bonifaz, Mart. (+ 307); Pachomius, Abt (+ 348). — 15. Dienstag. Sophie, Jungf. und Mart. (+ 144); Berta, Wtw.; Johannes Bapt. del la Salle, Ordensstifter (+ 1719). ☾ Letztes Viertel um 8 Uhr morgens.

1. Mai.

Die hl. Philippus und Jakobus, Apostel. (+ 1. Jhdt.)

Das Fest zweier heiliger Apostel begeht die Kirche am 1. Tage des Maimonates, weshalb dieser Tag ehemals wie alle Apostelfeste als Feiertag gehalten wurde. Ueber beide Apostel bietet die hl. Schrift nur spärliche Nachrichten, die aber durch andere Schriftsteller ergänzt werden.

Philippus war gleich Petrus und Andreas aus Bethsaida am galiläischen Meere und mit diesen beiden Aposteln wohl schon früher gut befreundet. Sein griechischer Name und seine Bekanntschaft mit griechisch sprechenden Heiden scheint darauf zu deuten, daß er eine angesehenere Stellung und eine Hinneigung zu griechischer Bildung besaß. Er war eine reine, gottsuchende Seele, die des Messias harnte, und gehörte wohl gleich Andreas und Johannes dem Evangelisten schon vorher zu den Schülern Johannes des

Täufers. Philippus ist der erste unter allen Aposteln, an welchen Christus den auszeichnenden Ruf ergoß: „Folge mir nach!“ Jesus ging, wohl durch Andreas aufgefordert, selbst nach Bethsaida und suchte dort Philippus auf, der denn auch keine Schwierigkeit erhob, sich dem Messias anzuschließen. Ja, die Freude darüber, den erhofften Messias gefunden zu haben, trieb Philippus fort zu seinem Freunde Nathanael (Bartholomäus), um ihm zuzurufen: „Der, von welchem Moses im Geseze geschrieben und die Propheten, den haben wir gefunden, Jesum, den Sohn des Josef von Nazareth.“ Und er führte den Nathanael zu Jesus, der ihn ebenfalls als seinen Jünger aufnahm. Als einer der fünf ersten Jünger Jesu nahm denn auch Philippus schon an der Hochzeit zu Kana teil und war hier Zeuge des ersten Wunders Jesu. Aus einigen Andeutungen des Evangelisten Johannes können wir auf eine besondere Vertraulichkeit des göttlichen Meisters mit Philippus schließen. Als Jesus die große Menge sah, die ihm jenseits des See Tiberias gefolgt war, da sprach er zu Philippus: „Woher werden wir Brot kaufen, damit diese essen können?“ Dies sagte er aber nur, um ihn auf die Probe zu stellen.

Und Philippus antwortete ihm: „Brot für 200 Denare reichen nicht, damit ein jedes nur ein wenig bekommen.“ Und als Jesus kurz vor seinem Leiden im Tempel lehrte, da wandten sich einige gottgläubige Heiden, die auch zum Osterfeste gekommen waren, an Philippus mit der Bitte: „Herr, wir wollen Jesum sehen.“ Und Philippus teilte dies seinem Freunde Andreas mit und beide trugen nun diesen Wunsch Jesu vor. Und noch beim letzten Gespräch mit seinen Aposteln nach dem letzten Abendmahle hatte Jesus mit Philippus ein kurzes Zwiegespräch. Jesus sagte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich. Wenn ihr mich kennen würdet, würdet ihr auch den Vater kennen; und von nun an werdet ihr ihn erkennen und schauen.“ Da sagte Philippus: „Herr, zeige uns den Vater und es genügt uns.“ Jesus wies Philippus liebevoll zurecht mit den schmerzlichen Worten: „So lange bin ich bei euch, und ihr kennt mich nicht? Philippus, wer mich sieht, sieht auch den Vater. Wie kannst du also sagen: Zeige uns den Vater? Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater und der Vater in mir ist?“

Nach der Herabkunft des hl. Geistes ging Philippus nach dem Befehle des göttlichen Meisters hin, um das Evangelium auch den Heiden zu verkünden. Ihm war Phrygien in Kleinasien am Schwarzen Meere als Feld seiner apostolischen Tätigkeit zugefallen. Hier wirkte Philippus lange Jahre und der Erfolg seiner Predigten war ein großer. Philippus beschloß sein Leben am Kreuze, an dem ihn ein wütender heidnischer Pöbel durch einen Steinhaapel tötete. Philippus war vor seiner Berufung zum Apostel verheiratet und hatte drei Töchter, von denen zwei ein jungfräuliches und heiliges Leben führten und noch nach ihrem Tode in hohem Ansehen standen, so daß der hl. Bischof Polykarp im 2. Jahr-

ich das Hinkelsche Haus. Dasselbe war, wie gewöhnlich, unverschlossen, ich schlüpfte hinein und eilte zu Laubs Wohnung. Die Türe stand offen, umhergestreute Sachen, die offenen Schubladen deuteten darauf hin, daß der Inhaber es in Eile verlassen hatte. Von Furcht vor Entdeckung geplagt, schweifte ich ruhelos umher oder verschloß mich in mein Zimmer. Und wie stieg erst meine Unruhe, als ich in der Zeitung von den polizeilichen Nachforschungen nach dem verschwundenen Hinkel, später von der Entdeckung der Leiche las.

Den Ring hatte ich in einem verborgenen Fache meines Schreibtisches versteckt, aber trotzdem schwebt er mir immer vor Augen. Wie ein drohender Schatten verfolgte er mich, ich mußte ihn los sein und so beschloß ich, ihn in das Teufelswasser zu versenken. — Ich machte mich eilig auf den Weg dorthin. Es war ein trüber, stürmischer Tag, die Wolken hingen tief und schwer darnieder. Die Felder waren abgemäht und über den dünnen Stoppeln strich es saugend und pfeifend. Unheimlich krächzende Krähen waren die einzigen lebenden Wesen, die ich schaute, öde und einsam erschien die ganze Natur. Ich schritt den Weg hinan, der zur Höhe führte. Von weitem sah ich schon die Stelle, wo die Bodensenkung anfängt. Das Bild des Ermordeten, wie man ihn aus dem Wasser gezogen, trat vor meine Augen; ich trug seinen Ring in der Brusttasche und mein Herz pochte stürmisch gegen denselben. Meine Sinne verwirrten sich, ich ergriff den Ring und meiner selbst nicht mehr bewußt, schleuderte ich ihn weit von mir in die Stoppeln. Der Ring war fort, aber die Gewissensbisse blieben. Vor ihnen suchte ich Ruhe in angestrengter Arbeit. Das Glück war mit mir, was ich unternahm gelang; was ich früher gewünscht, ging in Erfüllung, meine kühnsten Träume verwirklichten sich. Ein liebendes Weib, ein treuer Sohn, ein großes Geschäft, Vermögen und Ehre wurden mir, doch brachte das alles nicht die erhoffte Beruhigung. Ich habe in jeder Weise meine Tat zu sühnen gesucht, doch auch das gab mir keine Ruhe. Tage voll Angst, Nächte voll Schrecken zehrten an meinen Kräften, ich fluchte dahin und wurde ein früh gebrochener Mann. Und nun, — Herr Präsident, Sie haben mein Bekenntnis gehört, tun Sie, was Ihres Amtes ist.“

(Schluß folgt.)

hundert sie Säulen der Kirche Kleinasien nannte.

Der hl. Jakobus, zubenannt der Jüngere, war der Sohn des Alphäus oder Kleophas und der Maria Kleopha, ein Geschwisterkind unseres Herrn Jesus Christus. Die hl. Evangelien berichten uns außer dem Namen dieses Apostels nichts weiter über ihn. Wiewohl ein naher Verwandter Christi scheint er doch sehr bescheiden geblieben zu sein und den Vorrang gern den anderen Aposteln gelassen zu haben.

Jakobus war ein Mann des eifrigen Gebetes und die Legende berichtet, daß Jakobus der Jüngere sich nach der Gefangennahme Jesu bis nach seiner Auferstehung in einer Höhle aufgehalten habe, um dem Gebete zu obliegen. Aber auch die Zeit, nach der Auferstehung, als manche Apostel wieder ihrer Beschäftigung nachgingen, benützte Jakobus zum Gebete und wohl während des Gebetes wurde gleich Petrus auch Jakobus, wie die hl. Schrift erwähnt, einer besonderen Erscheinung des Auferstandenen gewürdigt.

Dieser besonderen Auszeichnung durch den Heiland selbst folgte nach dem Pfingstfeste auch eine besonders ehrenvolle Stellung, die dieser Apostel nach dem hl. Petrus in der ersten Kirche einnahm.

Als die Apostel, eingedenk der Worte Christi: „Ihr werdet mir Zeugen sein in Jerusalem und Judäa und Samaria und bis an die äußersten Grenzen der Erde,“ auszogen, um das Evangelium zu verkünden, da blieb Jakobus in Jerusalem zurück, um hier die erste Christengemeinde in Jerusalem und Palästina als erster Bischof treu zu behüten und zu vermehren. Jakobus konnte sich vom Tempel nicht trennen und von ihm gilt besonders was die Apostelgeschichte erzählt: „Sie verweilten täglich einmütig im Tempel.“ Dabei beobachtete Jakobus mit großem Eifer das Gesetz; er war Naziräer, d. i. enthaltsam von Jugend auf und führte ein sehr strenges Leben. So unablässig oblag er dem Gebete im Tempel, daß er zuletzt harte Schwielen auf den Knien trug. Darum preist er auch in seinem Briefe die Kraft des Gebetes mit herrlichen Lobsprüchen und mahnt: „Ist jemand traurig unter euch, so bete er.“ Und wiederum „Betet für einander, damit ihr gerettet werdet; denn viel vermag das beharrliche Flehen des Gerechten.“

Dabei stand Jakobus bei Christen und Juden im höchsten Ansehen wegen seiner Frömmigkeit, Reinheit des Wandels und seiner vollkommenen Gerechtigkeit, so daß er allgemein den Beinamen „der Gerechte“ erworben hatte. Als auf dem Apostelkonzil in Jerusalem die Frage aufgeworfen wurde, ob auch die Christen aus dem Heidentume an das Gesetz Moses gebunden seien, da war nach Petrus das Wort des Apostels Jakobus ausschlaggebend. Als Petrus wunderbar aus dem Gefängnis befreit worden war und in das Haus des Johannes Markus kam, da ließ er seine Errettung vor allem „dem Jakobus und den Brüdern“ melden. Und auch Paulus stellte sich nach seiner Ankunft in Jerusalem zuerst dem Apostel Jakobus, dem Bischof der Stadt, vor und befolgte

seinen Rat. Die durch die Predigten und das Beispiel des Jakobus immer größer werdende Zahl der zum Glauben an Christus bekehrten Juden brachte die jüdischen Hohenpriester in große Aufregung und der übermütige Hohenpriester Ananias benützte die Zeit, als der römische Landpfleger Festus im Jahre 63 n. Chr. gestorben und sein Nachfolger noch unterwegs war, um seinen Haß gegen Jakobus und einige andere angesehene Christen zu befriedigen. Er ließ sie in einem Hohenrate zur Steinigung verurteilen und an Jakobus wurde das ungerechte und ganz ungesetzliche Urteil sofort in der Nähe des Tempels durch das aufgewiegelte Volk vollzogen. Wie einst Stephanus sank auch Jakobus auf seine Knie und betete für seine Feinde. Da er durch die Steinigung noch nicht den Tod gefunden, so erschlug ein Walker mit seiner Keule den Heiligen und endete die Schmerzen des glorreichen Blutzeugen und Apostels Christi.

Der hl. Apostel Jakobus der Jüngere hat gleich seinem Bruder Judas Thaddäus auch einen Brief an die Judenchristen geschrieben, der zu den schönsten Stücken der hl. Schrift gehört und besonders die Notwendigkeit wie des Glaubens so auch der guten Werke betont indem er schreibt: „Wie der Leib ohne Geist tot ist, so ist auch der Glaube ohne die Werke tot.“

Das geistliche A B C des hl. Bonaventura.

(Fortsetzung.)

K.

Charissimos reputa amicos!

d. h. halte jene für deine liebsten Freunde, welche dich drücken und schmähen, denn verstehtst du und betrachtest du es recht, so wirst du Gewinn davon haben, denn diejenigen, welche dich am Bösen hindern, verhelfen dir zum Guten, so sagt der hl. Bonaventura.

Halte jene für deine besten Freunde, welche dich schmähen und drücken; das sind harte Worte, zu deren Ausübung man schon eigentlich der Vollkommenheit der Heiligen bedürfte, so werden manche denken, ich weiß es; es ist jedoch durchaus nicht so schlimm, als sie meinen. Seien wir einmal recht offen und aufrichtig gegen uns selbst.

Mehr oder weniger hat jeder Mensch Freude daran, wenn er gelobt wird, wenn er hört, er habe seine Sache gut gemacht, und — man sei mit ihm zufrieden. Ist aber nicht ein solches Lob, besonders wenn es oft wiederholt wird, und also lange andauert, geeignet, unsern Eifer einzuschläfern, und uns gleichsam siegesgewiß zu machen, und den Gedanken in uns zu wecken, daß wir unfehlbar seien, daß wir alles, was wir tun, recht tun, und die Möglichkeit eines Fehlers, von vornherein als ausgeschlossen erachten. „Wer meint er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle.“ Nichts ist leichter, als zu fallen, wer möchte mir hierin widersprechen?

Und wenn du gewohnt bist, immer und überall gelobt zu werden, wie sonderbar mußte es dir vorkommen, plötzlich einmal einen Tadel zu vernehmen, ob du auch in

der Probe bestehen, ob du auch Demut genug haben würdest, um nicht aufzubrausen, dich nicht zu verteidigen, oder doch wenigstens dagegen zu murren, und den Empfindlichen zu spielen? Stetes Lob verwöhnt; es ist darum durchaus nicht heilsam, für unser Seelenleben; wie schnell fährt man auf, wenn man hört, dieser oder jener habe etwas über uns geäußert, habe von unseren Fehlern gesprochen, oder sich über uns lustig gemacht; wo bleibt da die Demut? Sie ist geschwächt worden, wenn nicht gar völlig erstorben unter den vielen uns erteilten Lobsprüchen. Wer es aber ernst nimmt mit seinem Streben nach Vollkommenheit, wer wirklich fortschreiten will auf dem Wege der Tugend, der muß gleichgiltig werden für das Lob der Welt, den muß dieses Lob höchstens mit einer gewissen Beschämung erfüllen, welche ihm sagt: Wäre ich doch wirklich so gut, wie diese meinen! Kennen sie mich nur in meiner großen Schwachheit, sie dächten und sprächen schon anders von mir. Wer es ernst nimmt mit der Erziehung seiner Seele, der führt alle seine Erfolge, wenn er wirklich solche hätte, auf den lieben Gott zurück, und ist demjenigen dankbar, der ihn tadelt. Der Freund, der uns lobt, könnte gar oft von seiner Liebe geblendet und deshalb sein Urteil befangen sein; der Feind aber oder der Unbekannte, der uns tadelt, erweist uns einen richtigen Gefallen, weil selbst in der gehässigsten Rede ein Korn Wahrheit darunter läuft, das uns die Augen öffnet, und unsere Fehler uns zeigt. Ihm danken wir es dann, wenn wir ihn ablegen und uns bessern. Werden wir also vom Lobe nicht über-, vom Tadel nicht kleinmütig; freuen wir uns, gedrückt, geschmäht und dadurch unserem Heiland ähnlich zu werden; und sehen wir in denjenigen, von denen solche Demütigungen kommen, unsere besten Freunde, welche die Eitelkeit von uns nehmen, uns zur Selbsterkenntnis verhelfen, und vielleicht sogar zur Besserung von diesem oder jenem Fehler, den wir wohl ohne ihn nicht abgelegt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Befehrung

Ein General lag in Wien krank darnieder und der Arzt sagte, daß alle menschliche Hilfe vergebens sei, und der Kranke bald sterben müsse. Seine Gemahlin war eine gottesfürchtige Dame und sie wünschte, daß der Kranke sich mit Gott versöhnte; deshalb rief sie nach einem Priester. Allein der Kranke wollte weder von einer Beicht noch von einer Sinnesänderung etwas wissen. Der Geistliche ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und wollte ihn auf die Erkenntnis seines eigenen Herzens führen. Da wurde der Kranke zornig, fing an zu fluchen und griff nach der Pistole, die neben dem Bette hing. Sofort ergriff der Geistliche beide Arme des Generals, hielt ihn fest, drückte ihn auf das Bett nieder und in dieser Stellung fing er an, laut zu beten, daß Gott den Kranken zur Buße bewegen möchte. Dieses rührte den Kranken, er bat den Priester um Verzeihung und starb arzugesöhnt mit Gott nach Empfang der hl. Sakramente.

Arbeitspause.

Nun beginnt die Arbeit des Landmanns wieder und manch solch idyllisches Bildchen wird man von nun an wieder im Felde sehen können. Nichts schöneres und anheimelnderes doch als wenn man die fleißigen Arbeiter in Gottes freier Natur Feld und Wiese bewirtschaften sehen kann. Da würde so mancher gern mit zugreifen, der Tag für Tag in der staubigen Fabrik oder in der stinkigen Schreibstube sitzen muß. Der Bauer hat schwere Arbeit aber doch die am meisten naturgemäße. Hoffen wir, daß bessere Einrichtungen, die in der Zukunft durch Gesetzgebung und durch die Organisation des Bauernstandes erreicht werden können, die Arbeit des Bauers auch wieder so einträglich machen werden, wie es zu wünschen ist damit er mit Weib und Kind und Gefinde friedlich Gottes Erdboden bepflanzen und die Früchte seines vielen Schweißes auch voll ernten könne.



Arbeitspause.

Ueberlistet.

Es war im Koupee zweiter Klasse; ein älterer Herr trat eilig ein, sah sich um und setzte sich in die nächste leere Ecke. Da knisterte aber unter ihm etwas. Er sah nach: es war ein Cylinderhut. Der war nun gründlich zerdrückt. — In der anderen Ecke aber sprang ein Handlungsreisender jammernd empor. Ach, mein Hut! Mein schöner neuer Hut ist hin! Und doch trug er die Schuld; weshalb hat er ihn auf den Sitz gelegt? Trotzdem entschuldigte sich der andere Herr gebührend. Der Reisende gab jedoch nicht nach und rief unablässig, er müsse ihm seinen Schaden ersetzen. — „Nun gut,“ sagte der Ankömmling, ich „bezahle Ihnen das Ausbügeln; lassen Sie mich nun schlafen.“ — „Oho, so geht das nicht!“ war die Antwort. „Ich brauche keinen alten, ausgebügeltten Hut. Ich will einen neuen. Bezahlen Sie die Kosten. Sechs Gulden!“ — Der ältere Herr sah bald, daß er mit dem Mann nicht fertig

wurde. Er bezahlte ihm also sechs Gulden und nahm den Cylinder zu sich. Dann schloß er ein und erwachte erst, als der Zug hielt. Der Regen strömte in dichten Strahlen herab. Der junge Handlungsreisende zog den Ueberzieher an, nahm die Reisetasche unter den Arm und griff ruhig nach dem Cylinder. — „Hoho!“ rief der ältere Herr ihm zu, „was wollen Sie von diesem Hut?“ — „Ihn aufsetzen!“ — „Meinen Hut? Das gibt's nicht!“ — „Aber, ich bitte, ich kann doch nicht ohne Hut im strömenden Regen in die Stadt gehen!“ — „Meinetwegen gehen Sie nicht! Was kümmerts mich? Aber dieser Hut gehört mir; ich habe ihn für sechs Gulden gekauft.“ Damit brachte der ältere Herr den Hut unter seinem Rocke in Sicherheit. — Der Reisende begann zu betteln. „Um Himmels willen, geben Sie mir meinen Hut zurück.“ — „Ich bin doch nicht verückt; er kostet mich sechs Gulden.“ — „Ich nehme ihn lieber für sechs Gulden zurück. Nur her damit!“ — „Na, hören Sie! Ich bin kein Tröbler, um mit abgelegten Kleidungsstücken

zu handeln. Ich gebe ihn nicht her. Damit Punktum!“ — „Aber, ich bitte, ich muß unbedingt in die Stadt gehen.“ — „Wohlan; wenn Sie durchaus wollen, daß ich ein Tröbler sei, so geben Sie mir mindestens einen Nutzen. Um acht Gulden gehört der Hut Ihnen!“ Der Handlungsreisende suchte zuerst zu feilschen; der andere erklärte jedoch, daß es bei ihm nur feste Preise gebe. Schließlich trennte der erstere sich mit einem schweren Seufzer von den acht Gulden. So sind dann die Armen unverhofft zu zwei Gulden gekommen.

Arbeiten ist keine Schande.

Die große Kaiserin Maria Theresia hatte eine besondere Klasse ins Leben gerufen, den sogenannten Kammerbeutel u. zw. zur Unterstützung verdienstvoller und dabei dürftiger Untertanen. Leider fand sich nach ihrem Hinscheiden keine genaue Anordnung, wer und wie viel und unter welchen Umständen jemand eine Unterstützung aus dieser Klasse

zu erhalten hätte; so geschah es nun, daß mancher Unwürdige Auszahlungen erhielt, während verdienstvolle würdige Männer, die sich keiner Protektion erfreuten, leer ausgingen. Das sollte anders werden. Kaiser Josef führte eine bestimmte Pensionsordnung ein, hob aber den Kammerbeutel auf, wodurch so manche ihre gewöhnliche Unterstützung verloren, jedoch verdienstvolle und bedürftige Leute keineswegs verkürzt wurden. Unter ande en wurde auch der Gnadengehalt einer Dame von 1000 Talern auf 500 reduziert. Diese Witwe wandte sich an Kaiser Josef mit der Bitte um Belassung der früheren Pension, da es ihr unmöglich sei, mit 500 Talern jährlich standesgemäß zu leben. „Ihre Hand?“ sagte der Kaiser, „ich muß auf alle Hände sehen, ich bin nicht nur Kaiser Wiens und habe nicht nur Untertanen Ihrer Klasse; soll ich den Niederen Hungers sterben lassen, damit die Höheren im Ueberfluß leben können? Ich gebe zu, daß Ihnen Ihr Verlust hart fällt und Ihre Bequemlichkeit eingeschränkt; von der eingezogenen Summe aber kann ich fünf andere betheilen und da muß ich auf die Mehrheit sehen!“ „Was wird aus meiner Tochter werden ohne Vermögen!“ klagte die Bittstellerin. Der Kaiser riet ihr, dieselbe dienen zu lassen. Als jedoch die Dame ihr Staunen über eine solche Zumutung merken ließ, sprach der Kaiser: „Und warum nicht? Ich bin Kaiser und diene Ihnen und so vielen anderen mit unermüdlicher Tätigkeit und rechne mir dieses durchaus zu keiner Schande an!“ Wahrlich ein guter Rat, eine gebührende Antwort.

Hochmut.

Am 14. September 1812 hielt Napoleon mit den Alliierten seinen Einzug in Moskau. So viel der Kaiser des Herrlichen geschaut hatte, der bezaubernde Anblick der alten Zarenstadt mit ihren bunten, zahllosen, meist vergoldeten Kuppeln der nahezu 400 Kirchen, verbunden mit dem Bewußtsein, Herr der berühmten Krönungsstadt zu sein, erhöhte das Selbstgefühl und den Hochmut des siegesgewohnten Heerführers ins ungebührende. Auf seinen Befehl wurden Denkmünzen geprägt, welche durch die darauf angeordnete Inschrift so recht Zeugnis geben von der frivolen Ueberhebung Napoleons. Auf der einen Seite zeigte die Münze das Bildnis des Kaisers, auf der anderen Seite aber war zu lesen: „Der Himmel ist Dein, die Erde ist mein.“ Eine Anzahl dieser Münzen schickte er an den Statthalter von Orenburg. Der alte Haudegen besah sich die Münzen, las mit Staunen und Empörung dieses Hochmutsdenkmal; dann nahm er eine Gabel und rißte auf eine derselben unterhalb Napoleons Kopfe folgende Worte: „Der Rücken ist Dein, die Peitsche ist mein!“ Diese Münze sandte er als Antwort an Napoleon zurück. Wie sehr der Herr den stolzen Kaiser gezüchtigt hat, erzählt uns die Weltgeschichte.

Gottes Wege sind wunderbar.

Der berühmte französische Bischof Dupanloup von Orleans hatte ein Buch herausgegeben, das aus verschiedenen Schriften des großen Bischofs Fenelon zusammengesetzt war, und das den Titel: „Wahre und echte Frömmigkeit“ trug. Zur selben Zeit hatte der russische Statthalter im Kaukasus, General von Nikolai, seine Freunde in Paris gebeten, daß sie ihm eine Kiste voll Bücher senden möchten, die geeignet wären, ihm in seinen Mußestunden zur Unterhaltung auf seinem entfernten und schwierigen Posten zu dienen. Seine Freunde hatten, wie zum Scherz auch das obige Buch unter die anderen, meist leichte Romane, gesteckt. Einige Monate nachher nahm der Statthalter vom Kaukasus Urlaub, reiste nach Frankreich, suchte den Bischof Dupanloup von Orleans auf, hielt unter dessen persönlicher Leitung acht Tage lang geistliche Uebungen ab und begab sich dann in das große Karthäuserkloster bei Grenoble, wo er bis zu seinem Tode als Mönch eine bescheidene Zelle bewohnte und dem Dienste Gottes und der wahren Frömmigkeit oblag.

Ein Glas Wasser.

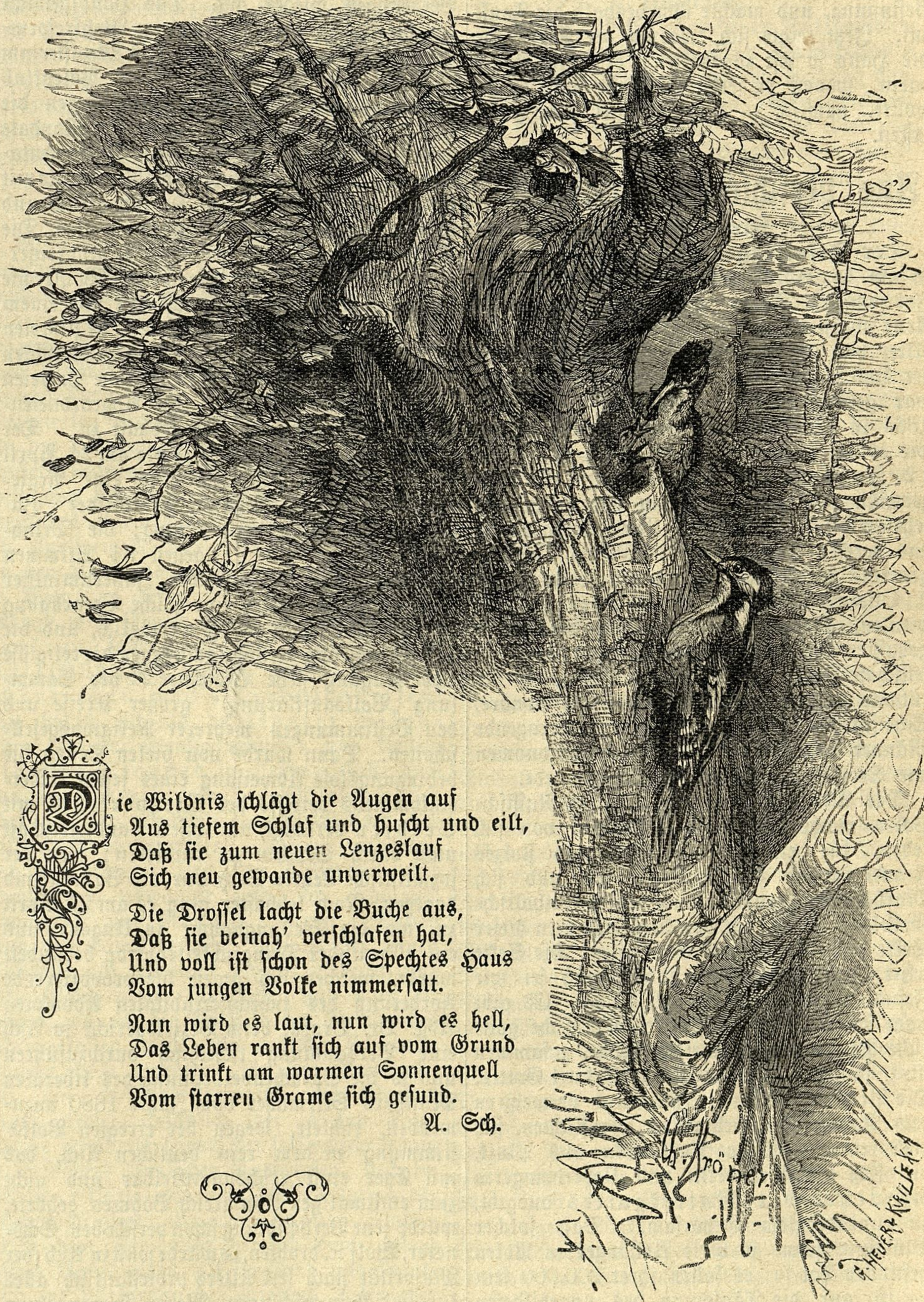
Als König Karl der II. von Spanien kinderlos gestorben war, hatte Kaiser Leopold I. die gerechtesten Ansprüche auf dieses Königreich, weil er der einzige männliche Nachkomme der Johanna von Arragonien und Kastilien war, welche Spanien an das Haus Habsburg brachte. Allein Ludwig XIV., König von Frankreich, der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, wollten dem Kaiser Leopold I. sein Recht streitig machen. Es entstand der spanische Erbfolgekrieg, in welchem Oesterreich, verbündet mit England und Holland, den Sieg davon zu tragen schien. So erlitten die Franzosen bei Schellenberg von den vereinigten Engländern und Holländern unter dem englischen General Marlborough am 2. Juli 1704 eine empfindliche Niederlage und nachdem sich Prinz Eugen von Savoyen mit jenen vereinigt hatte, erfochten diese auch bei Hochstädt am 13. August desselben Jahres den glänzendsten Sieg; 20.000 Feinde bedeckten theils tot, theils verwundet das Schlachtfeld. Da geschah es aber, daß die Lady Masham, eine Kammerfrau der englischen Königin Anna, sich sehr beliebt bei derselben zu machen mußte. Voll der Eifersucht und des Neides begoß die stolze Herzogin Sara von Marlborough jene Kammerfrau mit einem Glas Wasser; auch verweigerte sie der Königin ein paar Handschuhe. Durch diese unbedachte Neckerei fiel ihr Gemahl in Ungnade; er wurde aller seiner Würden entkleidet und es wurde ein Friede geschlossen, nach welchem Oesterreich seinen wohlbegründeten Ansprüchen auf die damals reichen spanischen Lande entsagen mußte.

Das Taufgelübde.

Die Beweggründe unserer heiligen Religion sind tausendmal wirksamer als alle Geseze und als die beste Polizei des heutigen

Staates. Dafür zeugt folgender Zug, den ein katholischer Missionär mittheilt: „Vor etwa einem Monate“, schreibt der seeleneifrige Priester, „stieg ich bei einer Indianerhütte ab. Die einzige Bewohnerin war eine arme Indianerin, welche wegen der Krankheit ihres Kindes nicht mit auf die Jagd hatte ziehen können. Sie sagte mir, daß sie großen

leiden, als den großen Geist beleidigen. Wenn ich den Ochsen getötet hätte, so würde sich der große Geist meiner in meinem Glende nicht erbarmt haben.“ — Wie ganz anders würde es in der Welt aussehen, wenn sich alle Christen ebenso treu wie diese arme Indianerin an ihre Taufgelübde erinnern würden!“



ie Wildnis schlägt die Augen auf
Aus tiefem Schlaf und huscht und eilt,
Daß sie zum neuen Lenzeslauf
Sich neu gewande unverweilt.

Die Drossel lacht die Buche aus,
Daß sie beinah' verschlafen hat,
Und voll ist schon des Spechtes Haus
Vom jungen Volke nimmer satt.

Nun wird es laut, nun wird es hell,
Das Leben rankt sich auf vom Grund
Und trinkt am warmen Sonnenquell
Vom starren Grame sich gesund.

A. Sch.



Hunger leide und schon lange Zeit kein Fleisch mehr gegessen habe. „Ich habe zwar“, erzählte sie weiter, „den Ochsen eines Blaugesichtes gesehen, der sich im Dickicht verirrt hatte; und ich würde ihn getötet haben, wenn ich mich nicht an das Versprechen bei meiner Taufe erinnert hätte, eher zu sterben, als Böses zu tun. Ich will aber lieber Hunger

Der Geiz.

Ein geiziger, reicher, schwerkranker Mann wurde mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Doch lebte er noch einige Zeit. Da es endlich dem Tode zuging, wurde schnell der Geistliche wieder gerufen, um dem Sterbenden in seiner letzten Stunde beizustehen. Der Seelsorger betete mit dem

Kranken, machte ihm seine Zusprüche, und weil zuletzt unsere einzige Hoffnung der gekreuzigte Heiland ist, so wollte er, wie üblich ist, dem Sterbenden das Kruzifix in die Hand geben. Allein der Kranke nahm es nicht und hielt seine Hand fest geschlossen. Da der Geistliche ihm vergeblich das Kruzifix eine Weile hingehalten hatte, so dachte er, der Mann habe vielleicht nicht mehr volle Besinnung, und machte ihm deshalb die Faust auf. Jetzt zeigte sich, warum der Sterbende die Hand so fest zugehalten; er hatte etwas darin, wovon er selbst im Tode nicht lassen wollte, nämlich — den Schlüssel zum Geldkasten.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Der Jesuitengeneral Pater Martin ist am 18. April l. J. in Rom gestorben. Im vorigen Jahre mußte ihm der rechte Arm abgenommen werden und er erlernte im Alter von 60 Jahren noch das Schreiben mit der linken Hand. Pater Martin, ein Spanier, war geboren am 19. Aug. 1846 und trat 1864 in die Gesellschaft Jesu ein und wurde, wie es im Jesuitenorden üblich ist, erst nach 12 Jahren des Studiums zum Priester geweiht. Er war ein Mann von hoher Gelehrsamkeit und großem Verwaltungstalent und bereits Beihelfer des früheren Ordensgenerals Anderledy, nach dessen Tode er am 2. Oktober 1892 zum General des hochverdienten, aber von den Feinden der Kirche gehaßten und geschmähten Ordens der Gesellschaft Jesu, die der Kirche nicht bloß berühmte Heilige, große Prediger, Missionäre, Schriftsteller, sondern auch hervorragende Männer der Wissenschaft, gefeierte Astronomen wie Secchi, gegeben hat, gewählt wurde.

Die Maryawiten-Sekte. In Russisch-Polen macht eine neue Sekte viel von sich reden, die ein halbverrücktes und stolzes Frauenzimmer zur Stifterin hat und sich Maryawiten nennt. Auch viele katholische Geistliche haben sich von den Irrlehren dieser Sekte zum Abfall verleiten lassen. Die Sekte lehrt, daß Maria Gott und Mensch sei wie Jesus, ebenso auch die hl. Anna. Es gibt nach dieser Sekte daher drei männliche göttliche Personen und zwei weibliche, zusammen fünf, ja jeder Mensch ist eine Geburt Gottes. Die Priester müssen heiraten und verweigern dem Papste den Gehorsam, verpflichten sich aber einer gewissen Kosłowska aus Plozk, die sich als Prophetin und Ueberbringerin der Lehre der Muttergottes ausgibt, zu unbedingtem Gehorsam. Daß solcher Blödsinn schon so viele Anhänger in Polen gefunden hat — es sollen ihrer 200.000 sein — ist auf die Täuschung des ungebildeten Volkes zurückzuführen, das durch die scheinbare Bußstrenge und die falsche, gotteslästerliche Art der Marienverehrung irreführt wird. Die Maryawiten sind auch sehr gewaltthätig und es kam schon wiederholt zu blutigen Kämpfen zwischen den Maryawiten und Katholiken. In Leszna fand vorige Woche ein blutiger Zusammenstoß zwischen Maryawiten, die die katholische Ortskirche

für sich erobern wollten, und 3000 von einem bischöflichen Delegierten angeführten Katholiken statt. Zwei katholische Pfarrer, ein katholischer Ordensgeistlicher und mehrere weltliche Katholiken wurden getötet und mehr als 40 verwundet.

Oesterreich-Ungarn.

Der Reichsrat nahm am 24. April die Beratungen wieder auf. Das Hauptgewicht der politischen Lage liegt jetzt im Wahlreformauschuß. Die Situation für das Ministerium Gautsch ist sehr kritisch. Der Polenklub widerstrebt der Wahlreform selbst gegen die Zusage der Vermehrung galizischer Mandate von 88 auf 100. Auch bei der Parlamentarisierung des Kabinetts wollen die Polen nicht mit tun, während Jungtschechen, Deutschvölkische und Liberale in das Kabinett eintreten wollen. Die Christlichsozialen und ein Teil der Deutschkonservativen stehen treu zum allgemeinen Wahlrechte und wünschen dafür gar nicht erst mit einem Ministerposten belohnt zu werden, sie stimmen auch gegen ihre Parteiinteressen der gewünschten Vermehrung der für andere deutsche Parteien günstigen Wahlkreise zu. Im Abgeordnetenhaus selbst ging es sehr lebhaft zu. Der Schönereaner Dr. Jäger forderte am 24. April in einem Dringlichkeitsantrage eine Regierungsverordnung behufs fakultativer Zulassung der Leichenverbrennung; die Dringlichkeit wurde mit 67 gegen 54 Stimmen abgelehnt, auch erklärte der Innenminister Graf Bylandt-Rheidt, eine solche Verordnung sei ohne ein neues Gesetz unmöglich, und die Feuerbestattung verstoße auch gegen die religiöse Ueberzeugung (siehe Broschüre 24 der Sammlung „Volksaufklärung“) großer Kreise und den Bestimmungen mehrerer Religionsgesellschaften. Dann wurde von vielen Seiten die bedingungslose Abweisung eines festen Ueberkommens betreffs des Viehverkehrs mit Serbien verlangt, um unsere Landwirtschaft nicht durch Seuchen zu ruinieren; nur der sozialistische Lehrer Seitz war als Bauernfeind dagegen. Noch lebhafter ging es am 27. April zu, wo die Stellungnahme zu Ungarn und ein alldeutscher Dringlichkeitsantrag behandelt wurde, welcher sich gegen die provozierende Forderung des tschechischradikalen Advokaten Abg. Dr. Braxa, beim Bezirksgericht in Olsch eine Verhandlung tschechisch durchzuführen und so die Sprachenverordnung des liberalen Ministers Stremayer vom Jahre 1880 anzuwenden, richtete, wegen der erregten Volksstimmung in dem rein deutschen Olsch, das mit Eger einst reichsunmittelbar und nicht zum einstmaligen Königreich Böhmen gehörte, wurde jene Verhandlung schon verschoben, Schönerer, Wolf etc. drohten, es würde sonst in Olsch (der Majorität nach seit Alters protestantisch) alles kurz und klein geschlagen. Wegen Ermangelung der Zweidrittelmehrheit (80 gegen 77 Stimmen) wurde die Dringlichkeit abgelehnt, für die alle Deutschen, auch die Konservativen, stimmten, während die Sozialisten sich absentierten. Die nächste Sitzung wurde für den 1. Mai anberaumt.

Das ungarische Koalitionskabinett Weyerle-Kossuth hat sich vervollständigt; zum Finanzminister wurde Jekelsaluffy (nicht

Hofmann), zum Minister für Kroatien Jospovich ernannt. Die Wahlbewegung ist im Gange, die liberale Partei in voller Auflösung begriffen. Der Radikalismus und größtenteils die Freimaurerei wird Sieger auf der ganzen Linie. Die Selbstständigkeit Ungarns in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht für die Zukunft wird angestrebt. Die Ernennung des neuen Kabinetts gilt als eine große Niederlage der königlichen Gewalt, zumal nun alle unter Fejervary königstreue gebliebenen Beamten abgesetzt werden dürfen und größtenteils schon abgesetzt wurden, nur eine kleine Entschädigung soll ihnen aus einem Fonde Fejervary's zukommen. Wer wird da künftig gegen eine politische Revolution in Ungarn noch den Finger rühren? Der kalvinische Exminister Banffy hielt eine Brandrede zur Verdrängung aller österreichischen Industrieartikel aus Ungarn, um statt deren solche aus anderen Ländern zu beziehen, der Handelsminister Kossuth will Ungarn durch noch größere Förderung der ungarischen Industrie unabhängig machen. Wenn aber Ungarns Vieh, Getreide, Mehl, Wein etc. in Oesterreich ähnlich boykottiert würde, so wäre das ein Jammer für das brave ungarische Volk, dem die magyarischen Hezer ohnehin Not und Armut gebracht haben. Dem Frieden ist damit nicht gedient.

Verschiedenes. In Wien besteht jetzt eine eifrige Gemeindewahl-Agitation; am 9. Mai wählt der 4. Wahlkörper (allg. Wahlrecht) aller 21 Bezirke. Möge den Anhängern des erprobten christlichsozialen Programms trotz der verlogenen, maßlosen Heze seiner Gegner wieder der Sieg beschieden sein! — Am 18. April brannten im Dorfe Schloß-Bösig bei Hirschberg wieder 14 Gebäude ab. — Am 29. April wurde am Wiener Zentralfriedhof feierlich ein Ehrengrabdenkmal für den patriotischen Schriftsteller Franz Jsidor Broszko enthüllt. — In Warnsdorf wurden jüngster Zeit 12 Brandstiftungen verübt; man ist dem frebelen, große Aufregung schaffenden Brandleger auf der Spur. — In Trautenua starb am 25. der Hr. Erzdechant Jos. Hoffmann, 73 Jahre, in Kostenblatt plötzlich der Dechant Richard Rosenkranz, 61 J., in Esarn bei Krens am 22. Apr. durch Blitzschlag der Pfarrer Jos. Bindel. — Der „Christlichsoziale Verband für Deutschböhmen“ hält am 29. April in Rumburg seine Generalversammlung; er gewann im letzten Jahre gegen 1000 neue Mitglieder und wird zu weiterer Förderung einen eigenen Sekretär anstellen. Lektur Zeit wurden in Mähren, Schlesien und Nordböhmen mehrere Ortsgruppen des christlichen Textilarbeiterverbandes für Oesterreich und mancherorts Pfarrgruppen des kath. Schulvereines gegen die Niedertracht der Heze der Agitatoren für die „Freie Schule“ gegründet. — Nachfolger des † Bischofs Strohmayer in Djakovar soll der Domherr Martinec werden.

Deutschland.

Endlich Reichstagsdiäten! Nach vieljährigem Sträuben hat der Bundesrat nun doch am 21. April der Einbringung einer Vorlage zugestimmt, die den Mitgliedern des

Reichstages Taggelder oder richtiger ein in 5 Raten zu zahlendes Jahrespauschale von 3000 Mark einräumt, ferner auch freie Fahrt zum und vom Reichstag in Berlin. Wer aber einer Vollziehung des Reichsrats fernbleibt, dem werden für jeden versäumten Sitzungstag 30 Mark in Abzug gebracht. — Das am 1. Mai wieder zusammentretende preußische Abgeordnetenhaus wird sich hauptsächlich mit dem Schulunterhaltungsgesetz befassen, wobei es wichtige Debatten und Entscheidungen für oder gegen den konfessionellen Charakter der Schule geben wird.

Frankreich.

Die Kammerwahlen finden vom 6. bis 20. Mai statt, am 1. Juni haben die neu-gewählten Kammern zusammenzutreten. Man sollte meinen, daß die tiefe Kränkung der französischen Katholiken durch die Trennung von Kirche und Staat und nachdem viele Kirchen gegen die Inventur sogar blutig verteidigt wurden, das katholische Volk zu siegreichem Eingreifen mit dem Stimmzettel gegen die gottlosen Freimaurer und deren sozialistisch-radikale Helfer veranlassen werde. Wir haben aber keine großen Hoffnungen auf viele Siege der Katholiken. Denn die katholischen Franzosen haben zwar „konservativ“ sich nennende Fraktionen, die Bonapartisten, die Orleanisten, die Nationalisten, die Drumond-Antisemiten und die wenigen Alliierten (katholisch gesinnte Republikaner), aber keine einheitliche politische katholische Partei. Die vier erstgenannten Parteien wollen die Monarchie dieser oder jener Richtung oder sind chauvinistische Deutschensprecher, die alles andere nur nicht das Christentum politisch in den Vordergrund stellen und durch ungeschickte Stellungnahme oder durch Uneinigkeit eigentlich immer den kirchenfeindlichsten Elementen zum Siege verhelfen. Die Mahnung des weisen Papstes Leo XIII., die verschwundene Monarchie zu vergessen und politisch mit der nun einmal bestehenden republikanischen Staatsverfassung zu rechnen, bleibt meist ungehört. Das katholische Volk Frankreichs ist politisch nicht entsprechend organisiert, die meisten Geistlichen sind, da dieselben dort im Gegensatz zu den praktischen reichsdeutschen Priestern fast gar keine wirtschaftlichen und politischen Vereine pflegen, den Erwerbsständen ziemlich fremd, und vor allem haben Geistliche und Laien das große Unglück der Kirche in Frankreich dadurch verschuldet, daß sie politische katholische Zeitungen nicht fördern. Sie haben zwar viele rein religiöse Zeitschriften und halten sehr zahlreich auch parteiische Heftblätter der oben bezeichneten Richtungen, unterstützen aber nicht die ehrliche katholische politische Presse. Wurde doch kürzlich von Zentrumsorganen Deutschlands konstatirt, daß eigentlich nur das Pariser Organ „Univers“ als ein ausgesprochen katholisches, politisches Tagblatt angesehen werden kann, und dieses wird von ihnen sehr, sehr vernachlässigt. Für alles haben die französischen Katholiken viel Geld, nur nicht für tüchtige, gerade in Frankreich so bedeutungsvolle politische, christliche Zeitungen. Wo wären die Katholiken Deutschlands hingekommen, wenn

sie im Kulturkampf nicht viele gute Zeitungen gegründet, gefördert und bis heute gewaltig verbreitet hätten! Deren Beispiel müssen wir und müssen die Katholiken Frankreichs nachahmen, wenn das katholische Volk politisch geschult, religiös aufgeklärt und wirtschaftlich gefördert werden soll. — Im nordfranzösischen Kohlenrevier sind wegen blutiger Ausschreitungen Streikender gegen 40.000 Mann Militär zusammengezogen. Liberale Angestellte und Beamte der Republik (Arsenalarbeiter, Lehrer, Briefträger etc.) betätigen gleichfalls sozialistische Streikforderungen. Die sozialdemokratischen Lehrer einiger Stadtviertel von Paris streiken, weil sie nicht mehr die unentgeltliche Mittagspeisung armer Schulkinder überwachen wollen!

Italien.

Eine bedenkliche Trübung des Dreibundes war der mit Not noch glimpflich gewordene Ausgang der Marokkonferenz in Algieras, indem Deutschland bei seinen Anträgen sich von Italien verlassen sah, dafür aber der treuesten, umsichtigen und wirksamen Unterstützung des österreichisch-ungarischen Delegierten Grafen Welsersheimb sich erfreute. In der Würdigung dieses Vorganges verlieh Kaiser Wilhelm dem Vorgenannten mit Einwilligung des Kaisers Franz Josef das Großkreuz des Roten Adlerordens und sandte am 13. April ein Aufsehen erregendes Telegramm an den Außenminister Grafen Goluchowski in Wien, zu dessen Schluß es heißt: „Es drängt mich Ihnen vom Herzen aufrichtigen Dank zu sagen für ihre unerschütterliche Unterstützung meiner Vertreter. Eine schöne Tat des Bundesgenossen! Sie haben sich als brillanter Sekundant auf der Mensur erwiesen und können gleichen Dienstes in gleichem Falle auch von mir gewiß sein. — Wilhelm I. R.“ Darin mußte alle Welt eine Bloßstellung des dritten Bundesgenossen, Italien, erblicken, das sich neuerer Zeit von Oesterreich und Deutschland abwandte und sich England, Frankreich und Rußland näherte. Italien muß nun damit rechnen, daß es bei seinen Absichten auf Albanien sicher Oesterreich und Deutschland gegen sich hätte, und muß erwägen, ob es die Vorteile des Dreibundes fahren lassen will. So entschied sich denn Italien doch weiterhin für den Dreibund; auf ein Beileidstelegramm des Kaisers Franz Josef antwortete der italienische König in besonders herzlichen Ausdrücken, und im Senate erklärte auf eine Interpellation der Außenminister Guicciardini, Italien bleibe dem Dreibunde herzlich treu, pflege intime Beziehungen mit England und Frankreich zur Förderung des Friedens, halte aber besonders die herzlichen Beziehungen (?) zu Oesterreich nach wie vor aufrecht.

Der Vesuv richtete außer den in voriger Nummer gemeldeten Verwüstungen in den nächsten Tagen zwar noch schreckliche Verheerungen an, doch ließ sein Toben vom 17. April an ziemlich nach, und seit dem 25. April ist der Ausbruch Gott sei Dank nahezu völlig zum Stillstand gekommen. Mehrere blühende

Städte, Dörfer und Gegenden sind aber verwüstet und viele Menschenleben zu beklagen.

Norwegen.

Seine Königskrönung hat Norwegens nunmehriger König Haakon VII. auf den 22. Juni angesetzt. Das abgeschüttelte Schweden, dessen König kürzlich Urgroßvater wurde, hat die Lostrennung Norwegens noch nicht verschmerzt.

Amerika.

Schreckliche Erdbeben in Kalifornien mit der Zerstörung San Francisco's waren der Inhalt der Schreckensmeldung vom 18. April und den nächsten Tagen, nachdem eben erst Telegramme die tröstliche Meldung gebracht hatten, daß endlich wieder der furchtbar verwüstende Ausbruch des Vesuv allmählich nachgelassen und auch das jüngste entsetzliche Erdbeben auf der japanischen Insel Formosa sich letzter Tage nicht wieder erneuert habe. Früh morgens 5 Uhr war dort plötzlich ein heftiger Erdstoß erfolgt; viele Häuser stürzten ein, man eilte auf die Straßen. In den nächsten Stunden erfolgten noch heftigere Stöße. Die Rohre für Gas- und Wasserleitung barstten, vielstöckige Riesenhotels, Kirchen, Schulen, das 8 Millionen Dollar kostende Rathaus, das berühmte Jesuitenkolleg, kurz ganze Stadtviertel der nun über 350.000 Einwohner (auch viele Chinesen, Neger, Deutsche, Engländer, Franzosen, Schweden, hunderte Oesterreicher etc.) zählenden Hafenstadt San Francisco sanken in Trümmer. (1846 zählte die Stadt erst 600 Seelen, seit der Entdeckung der kalifornischen Goldfelder i. J. 1848 wuchs sie riesig rasch). Der Einsturz bewirkte den Ausbruch von Feuerbrünsten. Der Sturm trug die Flammen durch die Straßen. Vergeblich sprengte man Zwischenhäuser mit Dynamit, um dem Brande Einhalt zu tun. Durst und Hungersnot traten ein. Die Bahnen und alle Telegraphenlinien bis auf eine waren zerstört. Zu den Schrecknissen gesellte sich die Plünderung. Schließlich schossen Soldaten jeden Plünderer nieder. In San Francisco sollen gegen 10.000 Menschen umgekommen sein. Eine Unmasse Obdachloser und Flüchtlinge wurde in die Umgebung geschafft. Am Ufer hat leider eine Springflut als Begleiterscheinung des Bebens viele Menschen und Schiffe vernichtet. Noch 14 andere Städte Kaliforniens (San José, Sacramento etc.) sind halb oder ganz zerstört. Der Schaden beträgt hunderte Millionen. Die Versicherungsgesellschaften haben Millionen zu zahlen. Das reiche Nordamerika lehnte stolz jede fremde Hilfe ab, es will allein helfen. Man hofft, San Francisco etc. werde noch großartiger erstehen. Da sich Gebäude mit Eisenkonstruktion besser hielten, wird beim Neubau die Eisenindustrie große Geschäfte machen.

Gefährliche Freiheit.

Für manche Freiheit geb ich keinen Dreier, Der Ruck mag sie holen unverweilt! Der Schieferdecker fühlt sich zehnmal freier Bei seiner Arbeit, wenn er angeseilt.

Missionswesen.

Ein Bild aus der sächsischen Diaspora.

Wenn wir zumeist an dieser Stelle unsere Blicke nach den fernen Missionsländern richten, so dürfen wir doch nicht ganz jene uns so nahe gelegenen Missionsgebiete übersehen, die man unter dem Namen „Diaspora“ d. h. Versprengung von Katholiken unter Andersgläubigen bezeichnet.

Eine solche Diaspora finden wir in der großen preussischen Provinz Sachsen, in der auch Wittenberg, der Ausgangspunkt der großen, unseligen Kirchenspaltung des christlichen Abendlandes, liegt. Ueber die missionsähnlichen Zustände daselbst gibt uns nachstehender Brief eines kath. Missionsvikars einigen Aufschluß. Er schreibt:

„Du bist vielleicht, freundliche Leserin, verehrter Leser, schon die Strecke Halle-Berlin oder Leipzig-Berlin gefahren. Anfangs führt Dich der Zug durch eine weite Ebene. Soweit Dein Auge reicht, wogende Saaten im üppigsten Wuchstume. Doch bald ändert sich das Landschaftsbild. Die friedliche Stille weicht dem Tosen und Hämmern der Industrie. Statt der schönen Aehrenfelder rauchende Schloten ringsum. Bitterfeld heißt die Station, welche Du erreicht hast, bekannt als ehemaliger Treffpunkt der die Leipziger Messe beziehenden Kaufleute nach dem Verschen:

„Sehen wir uns nicht in dieser Welt,
Sehen wir uns in Bitterfeld.“

Die Umgegend von Bitterfeld besitzt nämlich reiche Braunkohlen- und Tonlager, und daher die rege Industrie. Infolgedessen sind auch zahlreiche kath. Arbeiter aus aller Herren Ländern zugezogen, um hier ihr tägliches Brot zu suchen, so daß die bischöfliche Behörde zu B. vor einigen Monaten sich genötigt sah, hier eine Missionsstation anzulegen. Da du vielleicht freundliche Leserin, verehrter Leser, keine Gelegenheit gehabt hast, aus eigener Erfahrung das Leben in der Diaspora kennen zu lernen, so will ich versuchen, in folgendem Dir ein kleines Diasporabild zu entwerfen.

Die Missionsvikarie, von der ich dir heute erzählen will, heißt Sandersdorf und liegt im Bezirk Halle a. S. Sie zählt 1500–2000 Seelen, die sich auf ungefähr 70 Ortschaften verteilen. Da das hochwürdigste bischöfliche Generalvikariat zu B. mir die Verwaltung der neu errichteten Missionsvikarie Sandersdorf übertrug, mit der Aufgabe, dort sobald als möglich eine Kirche zu erbauen, so hieß es am 1. Oktober also auch für mich wie für viele Mietsleute: „Ausziehen und die neue Heimat aufsuchen!“ Ehe ich die Stadt B., meinen bisherigen Wirkungsort, verließ, betrat ich noch einmal die Kirche, um dem göttlichen Heilande im Allerheiligsten Sakramente den Abschiedsgruß zu entbieten. Ein eigentümliches Gefühl der Wehmut und des Heimwehes, das ich bis dahin noch nicht gekannt hatte, ergriff mich: „Du kommst jetzt an eine andere Stelle, an der Du das Allerhl. Sakrament nicht findest.“ Der Gedanke schnitt mir tief durch die Seele. Ein Missionshaus mit zugehörigem Pläze

für die zu erbauende Kirche hatten wir soweit in Aussicht genommen; aber 26.000 Mk. lautete die Forderung. „Woher Geld nehmen?“ Das war meine sorgenvolle Frage. Zudem lasten auf der Schule noch 5000 Mk. Schulden! — Es gelang uns mit Hilfe eines guten Freundes, auf das Anwesen eine Hypothek zu bekommen. Nun aber diese Zinsen bezahlen! — Noch ein Kirchlein bauen! — Wer beschreibt meine Sorgen?

Zunächst hieß es mal den Gottesdienst anfangen. Fast gar nichts ist da. Ein ganz abgenutzter Kelch, 2 Messgewänder, denen man kaum noch die ursprüngliche Farbe ansehen konnte. Kein Speisetisch, keine Monstranz, kein Beichtstuhl, keine Kanzel, keine Kommunionbank, selbst nicht die notwendigen Taufentfalten. Gott und den Paramentenvereinen sei Dank, daß ich jetzt mit den allernotwendigsten Sachen zum Gottesdienste versehen bin, wenn auch so sehr vieles fehlt, so ist doch der allergrößten Not abgeholfen.

Es naht der Sonntag. — Wo das hl. Opfer darbringen? Die hl. Messe in einem Tanzlokale. Niemals habe ich das gern lesen oder hören mögen, und nun stehe ich selbst vor der zwingenden Notwendigkeit. Dieselbe Scheu erfüllt die hiesigen Katholiken. Ich nehme mit Ihnen Rat und höre: „Wir können doch das Allerheiligste Sakrament nicht in eine Wirtschaft bringen!“ Ich fühle, wie recht sie haben. Doch „ich kann es nicht ändern,“ muß ich erwidern; wohin denn? „Da können Sie ja die hl. Messe in einem Zimmer Ihrer Wohnung lesen und wir stehen draußen!“ „Aber, liebe Leute, wenn der Winter kommt mit Sturm und Kälte?“, entgegnete ich, „die alten Leute — die Kinder?“ Alles bleibt stumm. „Aber“, hebt jemand an, „das Allerheiligste Sakrament in einem Tanzsaale?!“ — „Das Allerhl. Sakrament soll auch dort nicht aufbewahrt werden“, tröste ich, „sobald wir etwas Geld haben, richten wir, so gut es geht, ein Zimmerchen meiner Wohnung zur Kapelle für das Allerheiligste ein.“

Wir mieteten also einen Tanzsaal. Keine Glocke ruft uns zusammen, kein scharenweises Zusammenströmen frommer Gläubigen, wie in der kath. Heimat sieht man, alles öde und still und traurig an Sonn- und Feiertagen. Jeden Samstag und an den Abenden vor einem Feiertage baue ich mit Schulknaben den Altar auf, und jedesmal nach dem Gottesdienste müssen wir ihn wieder abbrechen. An den Wochentagen müssen wir uns mit einer kleinen Schulstube behelfen, die bis in den letzten Winkel gepreßt voll ist. Das Allerheiligste beherbergen wir auf einem Zimmer der Pfarrwohnung. — Ein trauriges Diasporabild, nicht wahr? Doch wie freut sich das Herz, wenn die Kleinen voll lebendigen Glaubens inständig flehen: „Erhalte uns, o Gott, nur unsern heiligen Glauben, mögen Kummer und Elend uns niederbeugen, laß uns lieber Blut und Leben als diesen kostbarsten Schatz verlieren.“ Welch ein süßer Trost auch für Dich, freundliche Leserin, verehrter Leser, wenn Du die armen Missi-

onen unterstützest und Dir daher sagen kannst: Ich habe mit meinem Scherflein geholfen, Seelen zu retten, die Christus mit seinem kostbaren Blute erkaufte, auch ich habe dazu beigetragen, dem göttlichen Heilande eine Wohnung zu bereiten.“ Wie beglückend ist der Gedanke, für Dich: „Viele unschuldige Kinder beten aus Dankbarkeit für mich.“ O, sicher wirst Du uns eine kleine Gabe schicken in unserer großen Not, oder, wenn Du das nicht kannst, etwas für uns sammeln oder wenigstens beten, daß der liebe Gott uns Wohltäter sendet. Wir wollen das Kirchlein bauen zu Ehren der lieben Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, der du so vieles verdankst und deren Hilfe du noch so sehr nötig hast. Als Adresse genügt: „Kath. Missionsvikarie Sandersdorf Bez. Halle a. S.“

Leider gibt es im katholischen Oesterreich auch manche Gegend, die dieser Diasporagemeinde gleicht und dringend eines Kirchleins, und eines Seelsorgers bedarf. Vergessen wir darum bei aller Liebe zu den Missionen und den armen Heiden nicht die Bedürfnisse unserer Heimat und der Diasporagemeinden, damit nicht hier neue Heiden heranwachsen, während wir das alte Heidentum in fernen Landen zu bekehren trachten.

Erziehungswesen.

Mit den Jahren wachse die Obforge!

Tausende Eltern sehen beglückt, erfreut und gerührt ihre Lieblinge jetzt, in der nachösterlichen Zeit, zur feierlichen Erstkommunion gehen. Wie danken sie jenen Geistlichen, die ihre Kinder nicht nur zur Teilnahme an dem höchsten Gastmahl umsichtig vorbereitet haben, sondern ihnen den Empfang des Brotes der Engel recht eindrucksvoll zu bleibender erhebender Erinnerung zu gestalten wissen! Nun ist der Berg erzieherischer Sorgen überflogen, so mögen tröstlich Vater und Mutter manchenorts ausrufen. Daß doch dieses Urteil auch richtig wäre! Allein das wachsame Elternauge darf noch keine Ferien kennen und die wachsenden Kinder auch jetzt noch nicht aus den Blicken verlieren. Kleine Kinder, kleine Sorgen! Auf den glückstrahlenden Seelenfrühling des Kommunionkinde's folgen noch Stürme und Wetter. Das reine Grab des unschuldigen Kindesherzens, in welches der Heiland eingekehrt, gleicht einer Festung, die neidvoll der Versucher erobern will; mit allen bösen Lüsten will er dort eindringen. Da heißt es doppelt wachen, beten und auch arbeiten! Und das soll niemandem schwer fallen. Die Wahrung der Herzensreinheit ist der größeren Sorge für größere Kinder wert. Auch den Frivolen weiß dieses Moment Achtung abzugewinnen, wie ja z. B. sogar der Spötter Heine in einer edlen Wallung diesem Gefühle zarten Ausdruck gab: „Du bist wie eine Blume, so hold und schön und rein. Ich schau dich an, und Wemut schleicht mir ins Herz hinein. Mir ist, als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt', betend, daß Gott dich erhalte, so rein und schön und hold.“ Mit den Eltern mögen alle Erwachsenen so über das Kommunionkind denken und schirmend ihre Hand über dasselbe aus-

breiten. Für dasselbe darf Liebe und Geduld nicht ermüden. Einen guten Teil der Obsorge muß nun bei der nahenden Sturm- und Drangperiode die prüfende kluge Umsicht bilden. Das zu Anfang des Jahres hier empfohlene Buch „Elternpflicht“ von E. Ernst gibt den Erziehern für die kritischen Jahre so wichtige Winke. Das heranwachsende Kind will Gesellschaft, will Gespielen; Puppe und Pferdchen genügen ihm nicht mehr. Es will Unterhaltung und Fortbildung. Man gebe ihm diese in Form guter passender Büchlein und Zeitschriften wie z. B. die bekannten Schützengelhefte, den Kindergarten, die Mariengrüße, die Jünglings-Zeitschrift (Verlag von Eberle & Rickenbach, Einsiedeln), den Raphael, den treuen Kameraden, die Erzählungen über heilige Kinder und Jugendvorbilder u. s. w. Begeisterte, erfahrene Kinderfreunde haben sich mit diesen Schriften den Eltern als vortreffliche Miterzieher angeboten. Wer immer kann, der nehme gern deren Dienste in Anspruch. Das Glück des Kindes, die Wahrung seines reinen Herzens, die Stählung seines Willens zu heldenmütiger Treue für Tugend, Pflicht und Glaube, die rechte Ausbildung seines Verstandes, die Bildung seines Charakters für den sturmbewegten Lebenskampf sind nicht bloß dieser kleinen Opfer, sondern der größten Fürsorge wert!

Gesundheitspflege.

Gesundheitsmittel.

Ein wehrhaftes Kräutlein ist die Brennessel. Weh dem, der sie mit bloßen Fingern anzutasten wagt! Und mag er noch so vorsichtig kommen, es setzt Brandblasen und höchst empfindliche Schmerzen ab. Die Nessel ist nämlich über und über mit feinen steifen Haaren bedeckt, die bei der leisesten Berührung abbrechen und einen ägenden Saft von sich geben, der die beschriebene Wirkung hervorruft. Die Nessel tut nicht Unrecht, wenn sie sich derart scharf vor ihren Angreifern zu schützen sucht, denn sie ist ein wertvolles Kraut, reich an Nahrkraft und Heilkraft, und wenn man diesen ihren hohen Wert bisher soviel verkannt hat, so ist es ihr eben gegangen wie so manchem Menschen, der seine guten Eigenschaften und seine Tugenden unter einer rauhen Außenseite herumträgt.

Mancher wird sich nicht wenig verwundern, wenn man ihm die Brennessel als ein gutes Gemüse anpreist, denn bisher hat er sie nur als ein ganz nutzloses Unkraut betrachtet. Die Brennessel ist aber in der Tat ein vorzügliches Gemüse. Man kann daraus einen vorzüglichen Spinat bereiten, welcher sogar den eigentlichen Spinat an Reichtum der Nährsalze bedeutend übertrifft. Man verwende zu dem Brennesselgemüse die etwa handlangen Triebe, wie sie im Frühjahr lustig an der Sonne wachsen. Natürlich muß man beim Abschneiden und Zerschneiden der Pflanze lederne Handschuhe benutzen. Ein solches Gemüse ist ein vorzüglicher Blutreiniger gleich dem Kressensalat und ist allen Bleichsüchtigen, Blutarmen und von Gicht und Rheumatismus geplagten Leuten sehr zu empfehlen. Auch zu sehr

schmachhaften Knödeln und zu Klößen verarbeitet man die Nessel. — Auch die Melde, eine bekannte Gänsefußart ist als gutes Spinatgemüse bekannt.

Blutreinigend sind auch Sauerampfer, der Sauerklee und das Löffelkraut. Auch sie kann man als Salate verspeisen. Die beiden ersteren soll man jedoch nur mit Maß genießen. Sie enthalten etwas Klee säure, einen stark wirkenden Stoff. Aus diesem Grunde dürfen sie auch Kindern nicht zum Genuß gestattet werden, da sie denselben schaden können.

Als Blutreinigung im Frühjahr hat Pfarrer Kneipp auch die Blätter des Holunderbaumes empfohlen, worüber er folgendes angibt: „Wer durch eine Frühlingskur Säfte und Blut reinigen und verlegene Stoffe in leichter und natürlicher Weise ausscheiden will, der nehme sechs bis acht Blätter des Holunderbaumes, schneide sie klein, wie man Tabak schneidet und lasse den Tee etwa zehn Minuten kochen. Dann nehme er täglich, in der ganzen Kurzeit, des Morgens nüchtern eine Tasse solchen Tees, eine Stunde später sein Frühstück. Dieser einfachste Blutreinigungstees säubert die Maschine des menschlichen Körpers in vortrefflicher Weise und ersetzt armen Leuten die Bissen und Alpenkräuter, die in feinen Schachteln und Schächtelchen heutzutage die Kunde machen und oft ganz sonderbare Wirkung tun.“

Für Haus und Küche.

Gänseleuppe. Flügel, Hals, Herz und Magen einer Gans kocht man in Suppe aus Wasser, Fleischextrakt und Wurzeln weich; nimmt sie heraus, löst das Fleisch von den Beinen, schneidet es nudelig und läßt es in Butter mit grüner Petersilie noch etwas dünsten, dann staubt man Mehl daran und vergießt die Suppe mit der Brühe, worin das Fleisch gekocht wurde. Man kann kleine Knödel aus der Gansleber oder Brösel dazugeben.

Orangensaft. Die klein geschnittene Schale einer Orange wird in Wasser weich gekocht und sodann mit Rotwein, Orangen- und Zitronensaft, Zucker, einer Prise weißen Pfeffer, zu einer aus dunkler Einbrenn und Fleischextrakt bereiteten kräftigen Sauce verköcht. Die Sauce wird vor dem Anrichten durchgeseiht.

Kalbszunge. Eine weichgekochte Kalbszunge zieht man ab, schneidet sie in fingerdicke Scheiben und taucht sie in eine Mischung von Sardellenbutter und etwas Zitronensaft, die man früher aufkochen ließ. Dann paniert man sie in Semmelbröseln, brätet sie über dem offenen Feuer auf einem mit Butter bestrichenen Rost und gießt den Rest der heißgehaltenen Brühe darüber.

Speck-Strudel. Teig von 1 Liter heiß zerdrückter Kartoffeln, $\frac{1}{4}$ Liter Mehl, 2 Dottern, Salz und nußgroß Butter macht man schnell zusammen, wälzt ihn schwach halbfingerdick aus, bestreut ihn dicht mit heißen Speckgrammeln, rollt ihn zusammen, legt ihn in eine flache, gut ausgeschmierte Kasserolle nicht fest zusammen, bestreicht ihn oben mit lauer Butter, was man ein paar

male wiederholt, und bäckt ihn $\frac{3}{4}$ Stunden in ziemlich heißem Ofen.

Für den Landwirt.

Der Krebs der Obstbäume.

Neben vielen anderen Uebeln, die den Obstbaum befallen und ihn sogar vernichten können, ist auch der Krebs zu nennen. Der Krebs entsteht an den Bäumen leicht, wenn man sie durch überflüssige Stickstoffdüngung zu schnellwüchsig macht. An solchen Bäumen ist das Holz der Zweige weich und der Pilz, der den Krebs verursacht, dringt besonders nach Lockerung der Rinde durch Frost leicht in dasselbe ein. Ueber die Beseitigung des Krebses der Obstbäume schreibt nun ein Westfälischer Obstzüchter an den „Westdeutschen Landwirt“:

„Da ich in meinem Obstgarten und bei den mir unterstellten Straßenanpflanzungen der Gemeinden viel Krebschaden an den Obstbäumen bemerkte, und mir trotz sorgsamster Pflege drei Stämme des roten Eiserapfels eingegangen waren, habe ich trotz Abmahnung verschiedener Berufsgärtner den Krebs mit Holzteer (Carbolineum Avenarius) behandelt und hierbei vorzügliche Erfolge gehabt. Ich habe den Krebs sowohl ausgeschnitten als auch nicht ausgeschnitten mit Carbolineum gestrichen beziehungsweise sogar getränkt und ihn auf diese Weise überwunden, ohne daß ein Baum auch nur den geringsten Nachteil davon gehabt hätte, im Gegenteil haben die Bäume, nachdem sie den Krebs überwunden, vorzüglich sich entwickelt und durch üppigen Wuchs und reiche Fruchtbarkeit sich ausgezeichnet. Diesen Erfolg will ich indessen nicht lediglich der Behandlung mit dem Carbolineum Avenarius zusprechen. Wenn ich auch überzeugt bin, daß die Fruchtkörper des Nectriapilzes von dem Carbolineum geötet worden sind, so würde an den Bäumen, sofern sie in derselben Weise wie früher behandelt worden wären, doch unzweifelhaft der Krebs an einer anderen Stelle wieder aufgebrochen sein. Gedüngt waren früher die Bäume sowohl im Sand, als auch auf dem Lehmboden ausschließlich mit Jauche, und die Straßenbäume noch mit dem Straßenschlamm. Und diese zu starke Stickstoffdüngung war die Schuld.“

Seit drei Jahren lasse ich darum die Obstbäume mit zwei Teilen Thomasschlacke und drei Teilen Kainit düngen und gebe nur ausnahmsweise bei schwachwüchsigem Bäumen geringe Gaben von Jauche. — Den Bäumen im Sandboden gebe ich noch zehn Teile Kalkasche. Infolge dieser Düngung habe ich meines Erachtens den Krebs ebenso gut, ja vielleicht mit noch viel größerem Erfolge unterdrückt, als wie durch den Theer.

Den Stamm noch auszumeißeln, halte ich nach meinen Erfahrungen nicht für notwendig, es genügt einfaches Ausschneiden, da auch der nicht ausgeschnittene Krebs von dem Carbolineum bei wiederholtem Anstrich vernichtet wird, sofern dem Baum nur das gegeben wird, was ihm zukommt, das ist neben Stickstoff, Phosphorsäure, Kali, auch Kalk und wenn nötig Entwässerung.

Gemeinnütziges.

Fässer von Schimmel zu reinigen. Man füllt die Fässer, die man reinigen will, mit Wasser, welches mit Mehl oder Kleie angerührt ist und läßt dasselbe so lange darin, bis es in Gährung gerät. Reinigt man hierauf die Gefäße wie gewöhnlich, so werden sie nicht nur vollkommen rein, sondern verlieren auch jeden dumpfigen, üblen Geruch, selbst wenn sie bereits schimmelig geworden waren.

Grüne Bohnen einzufalzen. Der gewöhnliche Fehler beim Einlegen der Bohnen ist, daß man sie vorher abkocht oder abqueilt; dadurch ziehen sie Schimmel an und halten sich nicht. Ein erprobtes Verfahren ist folgendes: die Bohnen werden, so lange sie noch hinlänglich zart sind, gepflückt, gleich gepuht und geschnitten, dann ohne gewaschen zu werden ganz wie Sauerkraut eingefalzen; (zu 3 1/2 Kilo Bohnen nimmt man 1/2 Kilo Salz) eingestampft und tüchtig beschwert. Sie werden dann Lacks ziehen, die bald über den Brettern stehen wird. Diese überstehende Salzlake ist wie beim Kraut zur Erhaltung notwendig und nötigenfalls muß die Beschwerung verstärkt werden. So halten sich die Bohnen an einem kühlen Ort, bis es wieder frische gibt.

Keine glasierte Blumentöpfe. Warum sind lacierte und glasierte Blumentöpfe, auch solche von Porzellan und Metall, zur Pflanzenkultur ungeeignet? Weil sie nicht porös sind. Bekanntlich ziehen sich die Wurzeln aller Topfgewächse nach der Wandung des Topfes hin, um durch deren Poren die zu ihrem Gedeihen notwendige Luft zu erhalten; wo dies also nicht möglich ist, und dies ist bei allen Gefäßen mit luftdichter Wand der Fall, müssen die Wurzeln infolge Luftmangels krank werden und die ganze Pflanze geht allmählich zugrunde. Will man verzierte Töpfe der oben erwähnten Art verwenden, so benütze man dieselben nur gewissermaßen als Hülle für den gewöhnlichen porösen Topf, in welchem die Pflanze steht.

Mittel gegen das Abspringen der Tapeten. Um das Abspringen der Tapeten in Räumen, welche wechselnden Witterungseinflüssen ausgesetzt sind, zu verhüten, kann man sich folgenden Kleister bereiten: Man weicht 9 Kilo Bolus, nachdem er klein geklopft worden ist, in Wasser ein und schüttet sodann das darüberstehende Wasser ab. Hierauf werden 3/4 Kilo Leim zu Leimwasser gekocht, noch 1 Kilo Gips zugemischt und dann die Masse mittelst eines Pinsels durch einen Seiger getrieben. Die Masse wird hierauf mit Wasser bis zu dem Grade eines dünnen Kleisters verdünnt.

Ein gutes Getränk für Pferde. Unter dem Namen „Masch“ wird ein Getränk für Pferde von gutem Erfolge empfohlen. Dasselbe besteht aus 1/3 (Gewicht) Kleie, 2/3 Hafer und 6 bis 8 Centiliter Leinsamen. Dieser Masch wird folgenderweise bereitet: Hafer und Leinsamen kommen in einen Stall-eimer oder sonstiges Gefäß, darauf wird siedendes Wasser gegossen, dann kommt die Kleie dazu; das Ganze wird mit einer

wollenen Decke bedeckt und durch 4 bis 5 Stunden abgekühlt. Die Pferde nehmen dieses Getränk sehr gern.

Buntes Allerlei.

Redewendung.

Ein jähzorniger Schwiegersohn war in heftigen Konflikt mit der Mutter seiner Frau geraten, die nicht minder aufbrausend ist. Er hatte die verehrte Dame bei den Schultern ergriffen und begleitete die interessanten Sätze seiner Rede mit einem nachdrücklichen Ruck. Während sich dieses ereignete, trat unbemerkt ein Freund ins Zimmer. — „Aber mein Gott, Menschenkind, was machst Du denn?“ — „Ich schüttelte mein Joch ab,“ antwortete schnell gefaßt der Schwiegersohn.

Neue Fußbekleidung.

Ein elegant gekleideter Herr trat in einen Schuhmacherladen: „Meister Sohling, ich brauche ein paar neue Stiefel. Nicht aber so hohelegante, wie Sie mir bisher gemacht haben. Ich habe erst vor kurzem mehrfach und auch gegenwärtig wieder empfindliche Verluste im Geschäft gehabt, so daß ich meine Ausgaben einschränken muß. Was für eine Fußbekleidung würden Sie mir daher vorschlagen?“ — Meister Sohling: „Na am besten wären wohl ein paar Hemmschuhe, wenn es mit Ihnen so bergab geht.“

Eine grobe Schmeichelei.

Boileau war selbst Ludwig XIV. gegenüber zu keiner Schmeichelei zu bewegen. Einmal hatte der König mit Mühe einige Verse gemacht und forderte nun ein Urteil. Der Dichter las dieselbe und sagte dann: „Majestät belieben zu scherzen. Sie wollten schlechte Verse machen und es ist Ihnen vorzüglich gelungen.“

Eine Vorzimmerszene.

Eines Nachmittags kam ein elegant gekleideter Herr ins Bureau einer Ugramer höheren Behörde und wollte mit dem Vorstande sprechen. Im Vorzimmer waren einige Amtsdienner versammelt, welche sich mit vergnügtem Geplauder und tüchtigem Dampfen aus Tabakspfeifen die Zeit vertrieben. Der fremde Herr teilte einem der Amtsdienner sein Begehren mit und erhielt die kurzangebundene Antwort: „Warten's nur, beim Chef ist ein anderer Herr!“ Die Amtsdiennergilde setzte ungeduldrig ihre Unterhaltung fort. Dem fremden Herrn wurde endlich das Warten zu lange und die Atmosphäre zu schwül; er wendete sich daher lächelnd an den Amtsdienner mit den Worten: „Ich bitte, sagen Sie dem Herrn Vorstande, der Banus wartet hier, der mit ihm zu sprechen wünscht! . . .“

Büchertisch.

„Chereform“ betitelt sich eine auf Veranlassung des Landesverbandes der nichtpolitischen katholischen deutschen Vereine Böhmens verfaßte und vor Ostern im Verlage von A. Opitz, Wernsdorf erschienene Flugschrift, welche die noch lange aktuell bleibende Frage der „Cherechtsreform“ in knapper Fassung und die wichtigsten Gründe für und wider in leicht faßlicher Darstellung behandelt. Daß die Chereform-Frage mit der zwar glänzend

ausgefallenen Unterschriftensammlung für die Unauflöslichkeit der Ehe nicht von der Tagesordnung verschwinden wird, dafür sorgt schon die durch den Umschwung der Dinge in Ungarn erst recht übermäßig gemachte Voge. Hat doch der hammerführende Meister der Voge „Pionnier“ in Wien, Ernst Viktor Zentner in einer in der Karwoche stattgefundenen Versammlung des Chereformvereines erklärt, daß sich die allgemeine Situation derart gebessert habe, daß anstelle einer „klerikalen Freimaurerhege“ nun die Lösung lauten werde: „Nieder mit dem Klerikalismus! Nieder mit dem Jesuitismus!“ Die Versammlung beschloß auch, sich für die obligatorische Zivilehe einzusetzen, und die jetzt in Ungarn selbst der Krone kommandierende Freimaurerei wird alles daran setzen, daß wie ehemals unter dem eifrigen Vogenbruder Weyerle die Zivilehe in Ungarn eingeführt wurde, nun unter „Weyerle zum zweitenmale“ die Voge und ihre Ziele auch in Oesterreich Eingang finden. Darum heißt es, auch in Zukunft wachsam bleiben und das kath. Volk aufklären über die Vogenziele. Die obgenannte Flugschrift, die von mehreren Seiten Anerkennung gefunden hat, eignet sich wegen ihrer verhältnismäßigen Kürze und Billigkeit besonders zur Massenverbreitung. Der Reinertrag kommt zumal dem Landesverbande und seinem Organisationsbestrebungen zugute. Die genannte Flugschrift „Chereform“ ist zu bestellen beim Verlage A. Opitz, Wernsdorf, kostet einzeln 4 h, (franko 7 h), 50 Stück 1 K 50 h, 100 Stück 2 K.

NB. Alle hier erwähnten Bücher, wie auch sonstige empfehlenswerte Broschüren, Zeitschriften, Kalender, Gebetbücher mit kleinem und großem Druck, Schulbücher aller Art, Atlanten, Fahrpläne, Musik-, Gesang- und Theater-Literatur u. können jederzeit durch die Buchhandlung A. m. b. r. Opitz in Wernsdorf bezogen werden.

Lustige Gese.

Ausrede. Hausierer: „Das Hausieren in diesem Hause ist streng verboten; haben Sie das Schild an der Türe nicht gelesen?“ — Hausierer: „Nee, hab' gedacht, ließt's nachher, wenn de wieder rauskommst.“

Stoßseufzer. „Ist es wahr, daß Ihre Frau Sie immer aus der Wirtschaft holt, wenn Sie ihr zu lange ausbleiben?“ — Pantoffelheld: „Ja leider; meine Frau ist eben nicht im geringsten wirtschaftlich gesinnt.“

Guter Rat. Patient: „Bei Ihnen werden ja wohl auch unentgeltlich Zähne gezogen?“ — Diener: „Ja, aber wenn ich Ihnen einen guten Rat geben soll . . . zahl'n Sie's lieber!“

Im Dorfwirtshause. Wirt: „Wann soll ich morgen früh wecken?“ — Schwerhöriger: „Na, so von sechs bis acht.“ (Lust. Bl.)

Rätsel-Aufgaben.

Quadraträtsel.

A. B.

A	A	A	A	Absonderung
A	U	U	U	Hof
M	M	L	L	Soldat
N	N	N	F	Herr

Diamanträtsel.

A. B.

F	Buchstabe					
I	I	Erdrart				
N	N	N	N	Schein		
A	A	A	A	L	L	Buch
T	T	T	T	T	Uebersetzung d. hl. Schr.	
O	O	O	Fluß			
F	Buchstabe					

Bilderrätsel.



Ziffernrätsel.

N. B.

1 8 9 10 5 kath. Dichter
2 6 10 2 5 6 Land
3 2 6 6 5 Höhlung
4 9 2 6 4 5 Handhabe
5 3 9 5 Baum
6 8 10 5 9 Instrument
7 5 6 10 5 6 Volk
8 10 5 9 Stand
9 2 5 10 Gefang
10 5 6 4 5 3 ist jeder Löser
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 zeigt zeitig herrlichen
Baumschmuck.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

I. (Rebus.)

Auferstehungsfeier am Karfreitag.

II. (Rebus.)

Grüne Oftern.

III. (Ziffernrätsel.)

Lund, Ilm, nur, Dur, Wind, Ulm, Rum,
Mur. — Lindwurm.

Von den sehr zahlreichen Rätsellösungen fallen Preise durch das Los zu: Hochw. Joh. Bescoffa, Baumkirchen (Tirol), M. Bronebner, Biederlehring, Dienten, Salzburg, Alois Siegl, Unterleimnitz b. Gießhübl, M. Koch, Postum (Böhmen), Breuß St. iard, Baterns (Borarlberg).

Lustige Ede.

Beideidener Wunsch Professor (zum Dienstmädchen): „Ja, es tut mir leid, ich muß Ihnen als Entlassungsgrund „Große Unsauberkeit“ ins Zeugnis schreiben!“ — Dienstmädchen: „Ach, Herr Professor, dann benutzen Sie doch wenigstens einen lateinischen Ausdruck dafür.“

Berechtigtcs Verlangen. Theaterkassierer (als nach dem 1. Akt eines sehr miserablen Stückes das Publikum die Kasse stürmt): „Wie können Sie Ihr Entree zurückverlangen, mein Herr, Sie haben doch ein Freibillet?“ — Herr: „Nun dann will ich . . . Schmerzensgeld!“

Zeitrechnung. Kellner: „Herrgott, bei unserem Geschäft da merkt man erst, wie schnell die Zeit vergeht! Raum sitzt ein Gast fünf Minuten, schreit er schon: „Sie, ich wart' schon eine halbe Stund'!“

„Meggd. Bl.“

Karlskirche Wernsdorf.

Das Ziel des Jahres 1905 ist erreicht. Das Dach ist aufgesetzt. Nun drücken aber die Schulden mehr als die Dachziegel. Mehr als hunderttausende Kronen betragen sie. Also unsere Bitte um Unterstützung ist gewiß gerechtfertigt. Laßt uns nicht im Stiche!

Für den Kirchenbauverein Wernsdorf:

Josef Girschmann,
Katechet,
Kassier.

Josef Funk,
Dechant,
Vorstand.

NB. Auch „die Hausblätter“ nehmen gern die Gaben entgegen.

Wallfahrt nach Mariaschein.

Mittwoch, den 23. Mai, mittags 1 Uhr wird ein Extrazug von Rumburg nach Mariaschein bei Teplitz abgehen, wozu alle Freunde dieses namentlich im Maimonate sehr anziehenden Wallfahrtsortes als Teilnehmer höflichst eingeladen werden. Die Rückfahrt erfolgt zu Christi Himmelfahrt um 7 Uhr abends. Preis per Karte hin und zurück 3 K 85 h. Karten sind zu haben bei: Josef Tschiedel-Georgswalde, Josef Krause-Rumburg, Neuteichgasse, Johann Kumpf-Neuehrenberg, Franz Josef Stein-Altehrenberg, Josef Hampel-Kaiserswalde, Alois Mautsch-Kaiserswalde, Ant. Josef-Schluckenau, Bernhard Peichte-Zeidler.

Erster allgemeiner Beamten-Verein der österr.-ungar. Monarchie in Wien, I. Wipplingerstrasse 25.

Grösste wechselseitige Lebens- und Renten-Versicherungs-Anstalt

Oesterreich-Ungarns,

bei der sich nicht bloss Beamte, sondern jedermann, also auch Kaufleute, Gewerbetreibende, Industrielle, Private versichern lassen können.

Die Versicherungsbedingungen sind günstig, die Prämien niedrig, die Auszahlung erfolgt rasch und abzugsfrei, die Versicherung ohne Erhöhung der normalen Prämie.

Mitglieder: 151.774; Polizzen 87.495; versichertes Kapital K 176,129.000; Vereinsvermögen: K 61,500.000.

Für die Maiandacht:

Der Maimonat. Von W. Wächter.

Eine Sammlung von Gebeten und Vledern für jede Maiandacht. 45 h.

Marienlieder für den

Maimonat. Enthält 18 der schönsten Marienlieder. 4 h.

Vieder und Gebete für

die Maiandacht. 16 Seiten stark. 8 h.

Zusendung erfolgt bei größerer Bestellung portofrei.

Buchhandlung

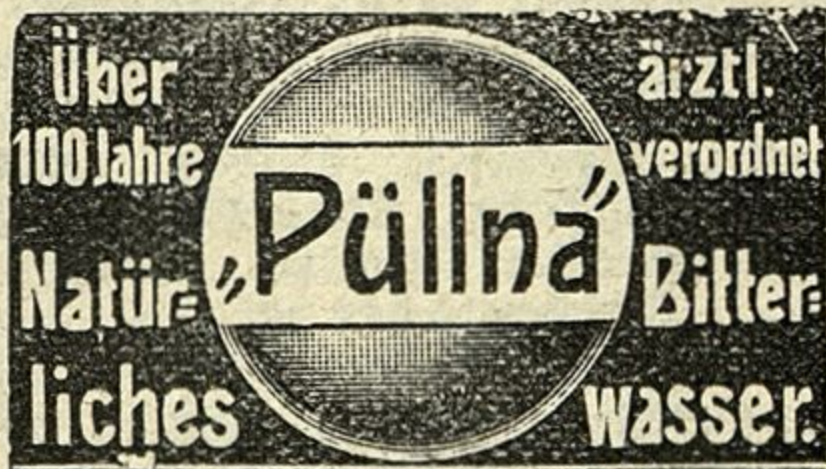
Ambr. Opitz, Wernsdorf.

Gebetbücher

und vorrätig in der Buchhandlung **Ambr. Opitz, Wernsdorf.**

Rheumatismus,

Gicht, Gliederschmerz, Hexenschuss, Ischias u. dgl. heilt schnell „Weigand's Gicht-Crème“ (ges. gesch.) Wirkung überraschend. Preis pro Tube 3 Mark. Zu beziehen durch die **Marien-Apotheke, Zittau,** äussere Weberstrasse 26.



Weltberühmtes österreichisches **„Natur-Bitterwasser.“**

Bestes Hausmittel.

Wirkung mild, rasch und ohne Darmreizung. — Angenehmer Geschmack.

Zu haben in den Apotheken und Drogerien.

Drei Gulden

kostet ein Postkistel brutto 5 Kilo

schön sortierte Abfallseife

Veilchen, Rose, Heliotrop, Moschus, Maiglöckchen, Pfirsichblüte etc.

Versand gegen Nachnahme durch

Manhattan Unternehmung

Budapest VII.,

Bezeredy-Gasse 3.

5 Jahre Garantie!



leiste ich a. meine vorzüglich bewährten erstklassigen Fahrräder.

„Famos“, Fahrrad-Industrie

Ludwig Reitz

Nürnberg 80.

— Katalog umsonst. —



Braune Kampfer-Salbe

nach Vorschrift des Apothekers
Wilhelm Dick in Zittau.

Altbewährte Hausfalbe

bei äußerlichen Schäden und rheuma-

tischen Schmerzen. — Zu haben in Rollen zu 20 h, 40 h und 80 h in den meisten Apotheken und beim Erzeuger Apotheker L. Eiselt in Grottau i. B. — Da häufig Nachahmungen verkauft werden, achte man genau, daß jede Rolle obige Schutzmarke trägt.



BRÁZAY-FRANZBRANNTWEIN-SEIFE

unvergleichlich das Beste zur Pflege der Haut.

Brázay Franzbranntwein

schmerzstillend bei Gicht und Rheumatismus.

Eau de Cologne de Brázay

das Ideal aller Toilettemittel.

Ueberall erhältlich.



L. Luser's Touristenpflaster.

Das anerkannt beste Mittel
gegen Hühneraugen, Schwielen etc.

Haupt-Depôt:

L. Schwenk's Apotheke, Wien-Meidling.

Man verlange **Luser's** Touristenplaster zu K 1.20.

Zu beziehen durch alle Apotheken.



Gesetzlich geschützt.

Jede Nachahmung und Nachdruck strafbar.

Allein echt ist Thierry's Balsam

nur mit der grünen Nonnenmarke.

Altberühmt, unübertreffbar gegen Verdauungsstörungen, Magenkrämpfe, Kolik, Katarrh, Brustleiden, Influenza etc. etc.

Preis: 12 kleine oder 6 Doppelflaschen oder

1 große Spezialflasche mit Patentverschluss K 5 — franko.

Thierry's Centifoliensalbe allbekannt als Non plus ultra gegen alle noch so alten Wunden, Entzündungen, Verletzungen, Abszesse und Geschwüre aller Art. Preis: 2 Tiegel K 3.60 franko versendet nur gegen Voraus- oder Nachnahmeanweisung.

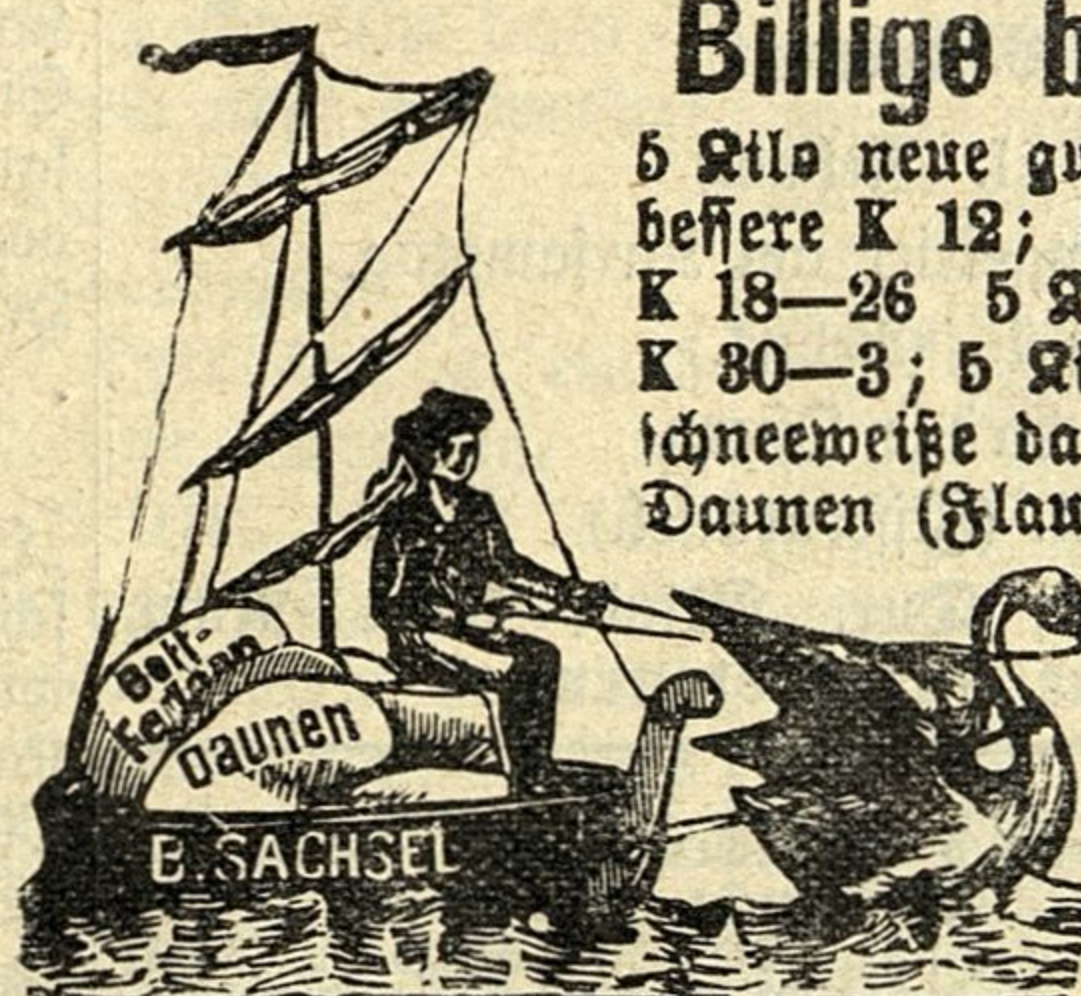
Apotheker A. Thierry in Pregrada bei Rohitsch - Sauerbrunn.

Die Broschüre mit Tausenden Orig.-Dankschreiben gratis u. franko. Depot: In den meisten Apotheken und Medizinal-Drogerien.

Neu! Unübertroffen! Neu! Milchenträhmungs- Apparate

leisten bessere Dienste als teure Zentrifugen. Größter Nutzen, schärfste Entrahmung und arbeiten ganz allein. Der Preis ist aber trotzdem sehr billig. Ein Stück fl. 8.50 und 4.50. Genaue Beschreibung umsonst. Alleinverkauf nur beim Erfinder.

Rudolf Gegenbauer, Neulengbach, Nieder-Oesterreich.
Vor Schwindelfirmen, welche meine Apparate nachahmen, wird gewarnt. Tüchtige Vertreter werden gesucht.



Billige böhmische Bettfedern!

5 Kilo neue gute geschliffene staubfreie K 9-60; 5 Kilo, bessere K 12; 5 Kilo weiße daunenweiche geschliffene K 18-26; 5 Kilo schneeweiße daunenweiche geschliffene K 30-3; 5 Kilo Halbdunen K 12, 14-40, 18; 5 Kilo schneeweiße daunenweiche ungeschliffene K 24-30. Daunen (Flaum) à K 8-60, 4-80, 6, 6-60 per 1/2 Kilo.

Versand franko per Nachnahme.

Umtausch u. Rücknahme gegen Porto- vergütung gestattet. Bei Bestellungen bitte um genaue Adresse.

Benedikt Sächsel, Robert 2
Post Pilsen, Böhmen.

Seltene Gelegenheit

zur Uebernahme eines im besten Renommee und über 100 Jahre in bestem Betriebe stehenden Fabriksunternehmens der Konsumbranche in einer deutschen Provinz-Hauptstadt Oesterreichs.

Der gegenwärtige Besitzer will sich ins Privatleben zurückziehen und weist großes Erträgnis nach. Der Uebernahmepreis basiert auf Grund des nachgewiesenen Erträgnisses zu äußerst günstigen Bedingungen. Fabriks- und Lagerhaus sind wertvolle Objekte auf sehr günstigem Posten. Erforderliches Kapital circa 400.000 Kronen, wovon ein Teil liegen bleiben kann. Ernstliche Interessanten wollen ihre gest. Zuschriften unter „Fabrikverkauf 1711“ an Rudolf Woffe, Wien I., Seilerstätte 2, richten.

Nervöse

Kopfschmerzen, Magen-, Nervenleiden, Hüftschmerzen usw. ausheilbar. Verlangen Sie Prospekt gratis. **H. M. Schneider, Meissen i. Sachsen, Nikolaistieg 8.**

Johann Zeipelt Weberei- und Versandhaus

Plassnitz, Post Sattel

bei Neustadt a. M. (Böhmen)

empfehle seine anerkannt vorzüglichen Erzeugnisse von waschechten Baumwoll- und Seidenwaren als: Bettzeug, Oxford, Seghir, Arbeiter-Anzugstoffe, Kleiderstoffe, Wäsche, Weißwaren, Hand-, Tisch- und Taschentücher etc.

45 Meter sortierte Betten von 8-8 Meter lang in Bettzeug, Oxford, Seghir, Weißware etc. franko für 16 K 80 h.

Versand nur gegen Nachnahme oder vorherige Einzahlung des Betrages.

Entfettungstee

bekannte wirksame Spezialität für Fettleibige. Paket 2 K. — Zu beziehen durch Apotheker Alois Inkeš, Grulich (Böhmen).

Beinfranfen

teile ich aus Dankbarkeit gern und unentgeltlich mit, was mir von meinem jahrelangen offenen Beinleiden geholfen hat.

C. Frank, Eger 20.

Geübte mech. Weber

auf seine Seinen u. baumw. Garne, für dauernde Beschäftigung gesucht. Wochenverdienst bis 18 Mark. Umzugskosten werden vergütet.

A. Welzel, Görlitz.